

Die Gartenlaube



Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen Nummern vierteljährlich 2 M. oder in vierzehntäglichen Doppelnummern zu je 30 Pf.; mit Frauenblatt in wöchentlichen Heften zu je 25 Pf. oder in vierzehntäglichen Doppelheften zu je 50 Pf.

Kains Entsöhnung.

(6. Fortsetzung.)

Roman von Luise Westfisch.

Kort Ehlers war an seine Arbeit gegangen. Sein neues Ackerland hatte die drei Fruchtforten getragen, die der jungfräuliche Moorboden aus der eigenen, in ihm aufgespeicherten Kraftfülle zu üppiger Reife bringt. Jetzt galt es, ihm wieder Nahrung zuzuführen. Er und sein verheirateter Sohn Wilm standen neben dem mächtigen Misthaufen und gabelten Mist auf einen Karren, vor den sie ein Paar Kühe gespannt hatten. Da ließ Wilm Ehlers die Gabel sinken und legte, um besser sehen zu können, die Hand über die Augen.

Aber die Kanalbrücke kam mit feierlichem Schritt, trotz des Werktagmorgens im Kirchenrock und hohen Hut, der junge Hinrich Latwefen gegangen.

Als er die erstaunten Blicke der beiden Ehlers sah, wurde sein braunes Gesicht noch ein wenig brauner. Er küßte verlegen den Hut. „Gu'n Morgen oof.“ Und dann nahm er den Hut aus Verlegenheit ganz ab, schob ihn unter den Arm.

„Hebbt Zi hüt bi Zi to Huus nig to dohn?“ fragte Kort Ehlers.

„Woll!“ antwortete Hinrich und lachte. „Aber Vater meint ja, ich wär doch zu nichts zu brauchen. Ich sollt' das denn lieber gleich abmachen.“ Er sprach Hochdeutsch der Feierlichkeit des Augenblicks zu Ehren.

„Was denn?“

„Ach —“ Der junge Mann spielte mit dem Strauß zwischen seinen Knopflöchern und sah auf seine Schuhspitzen. „Das könntst du dir woll nachdenken, Vorsteher Ehlers, warum daß ich kommen tu.“ Durch seine Verlegenheit brach ein treuherziges Selbstbewußtsein. Seines Vaters Hof war einer der ältesten und bestgehaltenen im Ort und er der Erstgeborene und Anerbe. Er hatte ein Recht, mit dem Blumenstrauß im Knopfloch einzufehren, wo ledige Dirnen auf den Freier warteten.

Nur bei Kort Ehlers warteten keine.

„Ree!“ sagte der mit Nachdruck.

„Das handelt sich um euere Sophee“, erklärte Hinrich, und seine Augen suchten die kleinen Flettfenster entlang und schweiften zum Garten hinüber, ob sie die Gesuchte dort nicht fänden. „Ich mag ihr leiden — und sie — sie mich auch.“

„Wer mag dich leiden?“ fragte Ehlers, der glaubte nicht verstanden zu haben.

„Frau Klünder's ihr Tochter Sophee“, wiederholte Hinrich. „Ich wollt' fragen, ob du wollt' so gut sein wollst, Vorsteher Ehlers, un den Brautwerber für mich machen?“

Kort Ehlers kratzte sich hinter dem Ohr, daß die Mühe schief rutschte, während sein Sohn mit offenem Mund den Bewerber anstarrte. „Ich will dir was sagen, Hinrich Latwefen“, antwortete der Vorsteher, „ihr jungen Leute träumt euch öfter mal was zusammen, was nich so is. Wie kommst da auf, daß Sophee Klünder's dich leiden mag?“

Hinrich hob den Kopf. „Das merkt man doch. Un denn, da fuch. Das hat sie mir verehrt.“ Er zog aus seiner Brusttasche ein in Seidenpapier gewickeltes Bild. Als er die Hülle zurückschlug, sah seiner Rechte strahlendes Gesicht den Vorsteher an. „Zum Andenken!“ stand darauf.

Wieder fuhr Ehlers sich mit der Hand hinter das Ohr. Sicher hatte das Mädchen Dummheiten gemacht. Aber ehe er Worte finden konnte, um dem Freierrmann so schonend wie möglich klarzulegen, wie die Dinge standen, kam wieder eine Gestalt im Sonntagsgewand über die Brücke. Am schwarzen Kirchenhut flatterte ein grünes Band, und zwischen den Knopflöchern leuchteten rote Asten.

„Nu schlag' doch Gott den Düwel dod“, fluchte Ehlers zwischen den Zähnen.

Inzwischen hatte der Kommende die andere Gestalt im Feiertagskleid bemerkt, und er beschleunigte den Schritt. Aber kein Zorn, keine Unruhe verzerrte Jan Meier-Klünder's flaches, lustiges Gesicht, das noch ein bißchen blaß war von den Folgen des heißen Trinkens bei Peter Petersen in Bremen. So wie sein Vorfahr im Bootschuppen festlag, hatte er sich in sein Sonntagsgewand geworfen und kam. Er war seiner Sache gewiß. Im Herzen brannten ihm der Geliebten Schmeichelworte, ihr Treuepfand, das grüne Band, flatterte von seinem Hut, den er fröhlich Kort Ehlers entgegenschwenkte. Auf Hinrich fiel gar kein Blick.

„Vorsteher Ehlers, du weißt woll all, daß ich komm, un warum ich komm.“

„Ich weiß man bloß“, schrie Ehlers außer sich, „daß heut alle Karren aus dem Zollhaus ausgebrochen sind.“

„Nu, nu,“ begütigte Jan frohgemut, „an einen müßt ihr eure Sophee doch geben. Warum soll ich denn der Eine nich sein?“

„Was, du?“ unterbrach Hinrich Latwefen. „Untersteh dich un sag' das noch mal. Sophee is mein Braut. Ich hab' ihr all auf'm Bilde.“

Da verstummte er jäh. Denn auf der Brücke erschien eine dritte Gestalt im Sonntagrock, eine rote Bandschleife

am Hut. Mit ruckweisen feierlichen Schritten kam sie langsam heran, und ein Ernst und eine Schicksalschwere lagen in Gang und Haltung, daß unwillkürlich die Männer vor der Haustür ihre eigene Angelegenheit vergaßen und gespannt auf den Kommenden starren.

„Janfredrik Holm“, sagte Jan Meier-Clüvers leise, und das Lächeln erstarb auf seinem Gesicht. Er dachte an gestern abend. Anders als sonst hatte der verschlossene Mann sich gegeben, jünger — fast zu jung. Er sah die rote Schleife an seinem Hut. Hinrich Latwesen war ein junger Kerl wie er selbst auch — der da kam, zählte fünfunddreißig Jahre.

Janfredriks Züge waren hart wie Eisen, der Blick seiner Augen scharf wie ein Messer.

Auf der langen Fahrt hatte er sich etwas wie einen Plan zurechtgemacht. Es war eigentlich kein Plan, nur ein Ausfluß der Trunkenheit, die noch immer in ihm raste — der Trunkenheit von dem späten Glück, das ihm geworden war. Nur ein um so größeres Recht glaubte er darauf zu haben wegen des Opfers, das er ihm geschlachtet hatte. Wer konnte es ihm entreißen, nachdem er dies Furchtbare dafür getan hatte?

Vielleicht würden sie's versuchen: der Staat, das Gericht, das Gesetz. Janfredrik hatte nie mit ihnen zu schaffen haben wollen. Er meinte, die Menschen hätten das alles nur erfunden, weil sie Stellen brauchten für solche, die nicht pflügen und graben wollten. Was aber ein rechter Kerl sei, der schaffe sich selbst sein Recht. Er hatte sich's geschafft.

Möglich, daß sie sich jetzt mit ihm besaßen, fragten. Aber er würde auf ihre Fragen nicht antworten. Keine Silbe bekamen sie aus ihm heraus. Und wenn er nur schwieg, wer wollte ihm die Tat beweisen? Wer beweisen, daß Brün gestern nacht nicht in Bremen geblieben sei?

Nein, er räumte ihnen keine Gewalt über sich ein. Sein Kamerad hatte ihm sein Glück nicht aus der Hand winden können — die sollten's erst recht nicht. Er hielt's. Er hielt's mit List, mit Gewalt, mit Lüge — um jeden Preis.

Mit eiserner Stirn stand er vor dem Vorsteher, und seine Stimme klang hart und fest. „Vorsteher Ehlers, könnt ich woll ein Wort mit Fröl'n Sophee sprechen un mit dein Schwester, de Frau Klüunders?“

„Das tut mir leid, Janfredrik Holm“, sagte Ehlers, froh, daß er diesmal wenigstens nicht als Mittelsperson angerufen wurde. „Aber das kannst' nich. Die ganze Familie Klüunders is heut nach Hamburg abgefahren.“

„Was? Was?!“ Die Burtschen fuhren auf.

Über Janfredriks Bronzegezicht slog ein grünlicher Schimmer. „Vorsteher Ehlers, ich muß mit dein Sophee sprechen. Verstehst das? Ich muß.“

„Ja, Janfredrik, was kann ich dabei tun? Die Dern is nu all in Ottersberg auf der Eisenbahn.“

Und Kort Ehlers, der ein politischer Mann war, ergriff die Gelegenheit, den drei Männern, deren Anliegen er erriet, auf eine unpersönliche Art die Sachlage klarzumachen.

„Mein Schwester sieht das ja nich gern, daß da über gemacht wird. Aber ich weiß nich, warum ich vor meinen Nachbarn hinter dem Berg halten soll. Sie sind sehr vergnügt abgefahren auf ein Telegramm hin, das ein Bote heut gebracht hat. Was unser Sophee is nämlich, die is seit dem Frühjahr mit ein Baumeister versprochen. Un nu soll das öffentlich gemacht und mit ein großen Hophöh gefeiert werden.“

Janfredrik packte des Vorstehers Arm. „Das is nich wahr!“ schrie er heiser. „Das kann nich wahr sein.“

Ehlers sah ihm grad in die Augen. Er dachte an seine Schwester, deren Hoffnung jener getäuscht hatte. „Es sind manche Dingen wahr, die kein Mensch sich erwartend ist. Ich mein', du sollst dich da nich über wundern, Janfredrik Holm.“

Janfredrik hörte ihn nicht. „Nach Hamburg,“ wiederholte er, „nach Hamburg. — Weißt welche Straße?“

„Das soll ja nah beim Pferdemarkt sein.“

„Hamburg, beim Pferdemarkt. — Gut.“ Er wandte sich stampfte zur Brücke zurück und wäre fast in den Kanal gefallen, so stark schwankte er.

Janfredrik schritt den Weg zurück, den er gekommen war immer besessen von seiner fixen Idee. Er wollte nicht glauben was Ehlers sagte. Er durfte es nicht. Wenn er glauben müßte, daß sie ihn zum Narren gehalten hätte, ihn für allen andern Burtschen Schmalenbeefs, samt Brün! Wenn glauben müßte, daß er um einen Trug, ein Nichts, ein Späß mit den Fäusten da — —. Noch immer meinte unter den Fingern warm und weich den Lebenspuls der Menschen zu fühlen, der ihm einst der liebste gewesen war — Aber das Leben ging ja nicht weiter, wenn er das glauben müßte! —

Er wollte sie selbst fragen.

Er ging heim. Alles Geld, das im Haus war, raffte in die Tasche. Dann sattelte er den Gaul. Er würde nach Ottersberg reiten, in die Bahn steigen, nach Hamburg fahren.

Als er das Pferd herausführte, kam der Gendarm über die Brücke. Janfredrik blieb steif stehen. Sie fragten sich nach ihm, die vom Gericht. Nun galt's flug sein.

„Holm!“ rief der Gendarm von weitem ihm zu, „Brün Lorenzen bei Ihnen in Schmalenbeef?“

„Ne!“ antwortete Janfredrik.

Der Gendarm nahm ein Blatt aus seiner Briefftasche.

„Das ist denn ne schlimme Sache, Holm. Dorfschiffe, die nach Stellichte zurück wollten, haben heut in Schilf der Hamme hängend einen gefunden. In seinem Taschbuch stand ein Name, aus dem wollen die Bremer Herr Brün Lorenzen, Schmalenbeef, herauslesen, obgleich die Schiffe schon was durchweicht war.“

Janfredrik hatte auf den Boden gesehen bei der Erzählung. Jetzt fragte er nur ein Wort: „Tot?“

„Ja, freilich. Und da wird nichts übrig bleiben, Holm. Sie müssen gleich mit nach Bremen und die Leiche relognoszieren damit das Gericht Gewißheit kriegt.“

„Ja,“ sagte Janfredrik, „da wird nichts übrig bleiben. Ich will anspannen.“ Er dachte dabei, daß er von Bremen sehr schnell nach Hamburg würde kommen können.

„Es tut mir leid für Sie, Holm“, versicherte der Gendarm. „Sie zwei vertrauen sich wie ein Paar Brüder. Ne, wirklich, da hat sich der ganze Kreis über gefreut.“

„Wie ein Paar Brüder“, wiederholte Janfredrik. Un plötzlich, zu seiner eigenen Verwunderung kam's über ihn, daß er sich wegwenden mußte und die Augen mit der Hand verdeckte. Als er sie wegnahm, waren seine Finger naß. Er schrieb das der ungeheuren Aufregung zu, die in ihm tobte von der er meinte, sie müsse aus allen Poren seines Körpers hervorbrechen und ihn verraten, während er doch in einer eisigen Fassung wie erstarrt verharrte. Sie sollten nicht Blut dacht schöpfen, nicht ihn zurückhalten! Nur das nicht! mußte Sophee sprechen. Aus ihrem Mund mußte er hören, daß Ehlers gelogen hatte, daß sie ihn liebte, ihn allein. Das nach mochte kommen, was wollte.

Er zwang seine steifen Lippen zu sprechen. „Weiß man schon, wie — ich will sagen, hat man schon eine Vermutung?“

„Nur so viel, daß es kein Raubmord ist. Der Lote hat seine Uhr bei sich, und die Taschen waren nicht durchwühlt. Wahrscheinlich wird sich's um ein Unglück handeln.“

„Ja, um ein Unglück“, wiederholte Janfredrik.

Der Gaul ward eingeschirt. Janfredrik kletterte auf den Wagen und winkte dem Gendarm aufzusteigen. Und da fuhren sie die Dorfstraße entlang, in einem düsteren Schweigen das der Beamte ehrte. Der Lote war dem Mann ja Freundschaft und Verwandtschaft gewesen!

Ein weiter Weg bis Ottersberg.

Auf dem Bahnhof mußten sie warten. Der Gendarm frühstückte. Janfredrik hatte seit dem Abend vorher nichts gegessen, aber der Bissen quoll ihm im Mund. Er trank ein kleines Korn und noch einen. Die Hände in den Taschen

stand er auf dem Bahnsteig wie ein Bild von Stein und stierte dem kommenden Zug entgegen.

„Mit Verlaub, Holm,“ sagte der Gendarm, „wollen Sie nicht lieber die rote Schleife von Ihrem Hut herunternehmen?“

„Hab' ich dem noch?“ Janfredrik nahm den Hut ab, riß das Band los. „Ja, der muß weg.“

Er konnte sich aber nicht entschließen, die Schleife auf den Boden zu werfen. Er schob sie in die Tasche.

Dann kam der Zug. Janfredrik saß stumm. Nur ab und zu seufzte er. Daß man so lange still sitzen mußte, so langsam die Wagenreihe dahintroch! Solange er sein Schicksal durch Taten modeln darf, so lange ist der Mensch stark. In der Untätigkeit kriechen die feindlichen Dinge, das Tote, Unabänderliche an ihn heran, wälzen sich wie eine Eisenplatte ihm auf die Brust, brechen ihm den Willen. Mit jeder Räderdrehung der Lokomotive wuchs in ihm das Grausen vor dem Anblick Brüns. Ein Zittern war in seinen Gliedern, ein Flimmern vor seinen Augen. Würde es wirklich geschehen, daß er ruhig vor dem Ermordeten stand? Würde der sich nicht regen, den Finger gegen ihn heben — die gebrochenen Augen zu ihm hinrollen? Und wenn er's nicht tat, sehen würde Janfredrik dies alles doch. Nein, es war ganz unmöglich, daß er vor den Toten trat! Er wollte ihn nicht sehen! Dabei fühlte er, er würde ihn ganz gewiß sehen.

Bremen. — Sie traten ins Polizeibureau. Janfredrik beantwortete mechanisch die an ihn gestellten Fragen. Es war ihm dabei, als ob ein anderer in ihm antwortete, nicht er selbst, und er wartete mit einer seltsamen Neugier, was der andere sagen werde. Der war sehr vorsichtig, sehr wortfarg, stellte seine Rede sehr geschickt. Er war mit ihm zufrieden.

Ein kurzer Gang. Die Hand des führenden Beamten drückte die Klinke einer Tür. Die war noch zwischen Janfredrik und dem Graflichen. Wenn die sich öffnete — Janfredrik fuhr sich mit dem Armel über die Stirn. Kalte Tropfen standen drauf.

Dann traten sie ein. Ein mäßig großer Raum. Auf einem Tisch im Dämmerlicht lag ausgestreckt ein Mann. Jünglinghaft noch die schlanken Glieder. Die verzerrten Züge hatten sich wieder zurechtgezogen. Ruhig, ergeben war der Ausdruck, ein klein wenig wehmütig, seit der Glanz der schalkhaften Augen sie nicht mehr erhellte.

Janfredrik stand und sah. Aus dem jungen Gesicht voll sanfter Güte und stiller Freude stieg es vor ihm auf wie das gute Leben der letzten drei Jahre selbst. Ein grimmiger Schmerz wühlte in ihm — aber keine Reue noch, keine Zerknirschung. In sich fühlte er ahnungsvoll ein Schicksal, das schlimmer war als der Tod. Das verhärtete sein Herz.

Einer von uns mußte es sein, schoß es ihm durch den Sinn. Mir war's recht gewesen, war ich der Eine. Nun bist du's. Wir müssen beide unser Teil tragen.

Er wendete sich zu den Beamten, und wieder war es der andere, der aus ihm sprach, und er wunderte sich über den Klang seiner Stimme. „Ja, das ist wirklich Brün Lorenzen.“

Der Kommissär hatte weitere Fragen. „Sind Sie nicht gestern auf Ihrem Torfschiff mit dem Toten aus Schmalenbeek nach Bremen gekommen?“

„Ja.“

„Sie waren den Abend mit ihm und noch einem Bauern bei dem Gastwirt Peter Petersen in Bremen?“

„Das ist Jan Meier-Clüvers gewesen.“

„Danach sind Sie zurückgefahren?“

„Ja.“

„Um wie viel Uhr?“

„Das mag wohl Glock Elf gewesen sein.“

„Wissen Sie die Zeit genau?“

„Ich weiß man bloß, daß der Mond eben herauf war.“

„Haben Sie vielleicht stark gezechet bei Petersen?“

„Jan Meier-Clüvers gab ein paar Runden Grog aus.“

„So. Und von Petersen gingen Sie gleich in Ihr Boot und fuhren fort?“

„Ja woll.“

„Mit Brün Lorenzen?“

„Nein!“ sagte Janfredrik. Er wurde immer kühler, je länger das Verhör dauerte. Ihm war, als erstarrte langsam das Herz in ihm zu Stein, fähig, jetzt jedes Grauen auszuhalten. Ganz dreist blickte er auf den Toten. Ich will zu ihr. Verstehst du? Du hast mich lebendig nicht zurückhalten können. Du sollst es tot auch nicht!

„Lorenzen blieb also in Bremen. Was wollte er da?“

„Er hat Verwandte in Bremen.“

„Wer?“

„Es ist da ein Frau Swensen. Das ist sein Schwester.“

„Brün Lorenzen ist aber im Kanal gefunden worden. Hat er Ihnen bestimmt die Absicht ausgesprochen, daß er seine Verwandten in Bremen aufsuchen wollte?“

„Herrens,“ erwiderte Janfredrik, „der Grog von Peter Petersen is gut, und Jan Meier-Clüvers gab da ein ganze Portschon von aus. Ich kann mir mit Bestimmtheit nicht auf jedes Wort besinnen, das gestern gesprochen worden is.“

„Wollen Sie sagen, daß Sie betrunken waren?“

„Ich weiß nich. Ich kam mit mein Schiff noch ganz gut ab.“

„Aber Sie hatten, wie man so sagt, etwas im Kopf?“

„Das mag woll sein.“

„Und Lorenzen hatte ebenso viel Grog getrunken wie Sie?“

„Genau so viel.“

Die Beamten sahen einander an. „Die blauen Flecke am Hals können auch vom Aufschlagen auf eine Baumwurzel herrühren“, sagte der eine leise. Und dann wendete er sich wieder an Janfredrik. „Halten Sie es für möglich, Holm, daß Ihr Partner im Kaufsch die Richtung verloren hat und in den Kanal geraten ist?“

Janfredrik zuckte die Achseln. „Dann müßt' er schon haben dem Schiff einholen wollen.“

„Ist Ihnen bekannt, daß er einen Feind hatte?“

„Ne, die Menschens mochten ihm all leiden.“

„Gibt es jemand, dem sein Tod Vorteil bringen könnte?“

Janfredrik dachte nach. „Ich weiß kein.“

Die Beamten schlossen das Protokoll. „Es ist gut.“

„Kann ich nu gehen?“ fragte Janfredrik. Im Geist rechnete er aus, ob er den Zug nach Hamburg noch erreichen würde. Er warf keinen Blick mehr auf den Toten.

Während die Beamten mit ihm hinausgingen, sagte der Kommissär: „Wenn die gerichtliche Obduktion nicht ganz gravierende Tatsachen findet, werden wir wohl Tod durch Verunglückung feststellen müssen.“

In der Tür wendete Janfredrik sich um. „Noch eins, Herrens. Ich will, daß Brün Lorenzen sein anständige Beerdigung bekommt. Ich bezahl' das.“

Und nun war er frei. Mit langen Schritten rannte er zur Bahn, erwischte laufend noch den nach Hamburg abfahrenden Zug, sah in sich gelauert in seiner Ecke, sah und hörte nicht, was um ihn war, und wünschte nur, daß er imstande gewesen wäre, mit der Fieberglut, die in ihm kochte, die Dampfkraft des Bummelzuges zu verstärken.

Es war späte Nacht, als die Wagen in Hamburg einliefen. Keine Möglichkeit, Klünders heut noch aufzusuchen. Nicht einmal ihre Wohnung konnte er ausfindig machen.

Er fragte sich zu einer Herberge durch, versuchte zu essen, aber der Schlund war ihm wie zugeschnürt. Er trank nur.

Und dann saß er auf seinem Betttrand, horchte auf den Stundenschlag. Er hatte es nicht der Mühe wert gehalten, sich noch auszulleiden. Im Sigen überwältigte ihn der Schlaf, und er schlief bis tief in den Morgen.

Beim Erwachen packte ihn sogleich wieder das Fieber. Vorwärts! Vorwärts! Zu ihr! Nicht denken! Jede Vorstellung war Schmerz. Nicht denken! Das Adreßbuch. Die nächste Trambahn. Vorwärts!

Ein Zerrinniger, fuhr er durch Hamburg. Da, das Haus. Blühende Blumen vor den Fenstern. Vor der Tür ein Wagen.

Janfredrik drückte die Klinke der Haustür. Da wurde sie von innen geöffnet. Ein junger Mann trat heraus, an seinem Arm, in lichtigem Gewand, Blumen an der Brust, in den Augen übermütiges Glück — sie!

„Sophee!“

Sophie Klünders schrak zurück, als sie plötzlich vor dem Bauern stand, der zwischen den Großstadtmenschen noch kantiger, plumpschwerer wirkte als in seiner Heimat — aus seinen hohlen Augen seine Leidenschaft sie anleuchtete.

Mit äußerster Anstrengung sagte sie sich. Freundlich sprach sie, ein bißchen fremd, ein bißchen herablassend. „Sieh da, Herr Holm. Sind Sie auch einmal in Hamburg? Das ist ja schön. Gehen Sie nur zu Mama hinauf. Die wird sich freuen. Ich hab' jetzt keine Zeit, wissen Sie. Mein Tyrann“, sie wies auf den Herrn an ihrer Seite, „will mit mir ausfahren.“

Ihre Dreistigkeit wirkte. Janfredrik fand kein Wort, nicht einmal einen Laut, während sie eidechsenleich an ihm vorbeischlüpfte in den Wagen. Das rasende Blut preßte ihm die Kehle zusammen wie ein Knebel.

Während die beiden einstiegen, hörte er die Stimme des Mannes: „Was war denn das für ein Kerl?“

Ein leises Aufschauen, ein Achselzucken antworteten.

Schon zogen die Pferde an. Da gewann Janfredrik wieder Gewalt über seine Glieder. Mit einem Aufbrüllen stürzte er ihr nach mitten in das Gewühl der Omnibusse, Lastfuhrwerke und Droschken. Hart vor einem Straßenzugwagen riß ein Mann ihn am Arm zurück. „Gottsdonner! Menschenskind, sehen Sie sich vor!“

Der Wagen mit dem Paar war weit.

Da entschloß sich Janfredrik hineinzugehen ins Haus. Ganz mußte er's wissen. Er wollte die Mutter fragen.

Er klingelte, er schob die öffnende Stubenmagd beiseite, drängte sich in die Tür. „Frau Trina! Frau Trina Klünders!“

Da stand er schon in der Küche.

Mit einem Schrei drehte Trina Klünders sich nach ihm um.

„Jesus, Sie sind's, Herr Holm. Ich hab' Sie wahrhaftig für 'nen Strolch gehalten. Nehmen Sie's nicht für ungut. Aber Sie sehen zum Fürchten aus. Sehen Sie sich doch. Wie sieht's zu Haus? Ein Schälchen Kaffee gefällig?“

Janfredrik setzte sich nicht.

„Wissen will ich“, leuchtete er, während er sich taumelnd am Türrahmen hielt, „wissen —“ Da stockte er wieder.

„'S ist nur“, sagte Frau Trina, „daß wir heut leider gar nicht viel Zeit haben, Herr Holm. Was mein Sophee ist, die feiert ja heut Verlobung.“

„Also wahr!“ schrie Janfredrik, „wahr!“

Ein Krampf schüttelte ihn. Er fiel auf den Küchenstuhl und lachte, lachte, lachte — ein so schauerliches Lachen, daß es Frau Trina eiskalt über den Rücken lief und sie heimlich dem Mädchen einen Wink gab, von der Straße Hilfe zu holen.

Inzwischen versuchte sie Janfredrik zu beruhigen. „Herr Holm! Herr Holm! Nu nehmen Sie sich doch zusammen. Nee, warum machen Sie denn so'n Lärm. Ich muß mich ja vor meinen Nachbarn schämen.“

Die Magd kehrte zurück, begleitet von einem Tischler und seinen Gesellen, die sie aus der Werkstatt gerufen hatte.

Janfredrik verstummte. Was er erfahren hatte, war der Zusammenbruch seines ganzen inneren Menschen. Mit zitternden Fingern griff er sich an den Kopf.

„Daß ich auch recht versteh, Frau Klünders. Ich begreif heut nich ganz gut. Ihr Sophee, die Sophee, die mit Sie bei Vorsteher Ehlers war, die ist die Braut —“

„Von Herrn Architekt Finde, jawohl, Herr Holm. Sie dürfen das den Schmalenbeekern erzählen. Die werden sich mit uns freuen. Sie sind alle so freundlich gegen mein Sophechen gewesen.“

Janfredrik stand mühsam auf.

„Un — un können Sie schwör'n, Frau Klünders — schwör'n, daß das mit der Derrn ihren freien Willen geschieht, daß Sie Ihr Sophee nich gezwungen haben?“

„Aber Herr Holm! Einfach selig sind die jungen Leute. Seit zehn Monaten waren sie ja insgeheim miteinander einig.“

„Seit zehn Monaten!“ Janfredrik schob das Blut wieder zu Kopf. „Wenn dat is, denn so is Ehr Sophee — is —“

„Was, Herr Holm? Erlauben Sie. Da möcht' ich doch bitten!“

„Nee!“ sagte Janfredrik. „Ich hab' das immer unanständig von Adam gefunden, daß er sich hinter die Eva versteckt wolt' mit seiner Sünde. Ein wie ich muß wissen, was er tut. Un wat ik dohn hebb, dat hebb ik dohn, ik alleen.“ Schwerfällig wendete er sich um.

Durch die an der Tür stehenden Männer machte er sich Bahn. Und keiner von ihnen wagte ihn festzuhalten. Es stand ein Schicksal auf der eigensinnigen Stirn, in den harten, dunkelblauen Augen, das ohne Worte sprach und Ehrfurcht einflößte.

Mit steifen Schritten ging er zum Bahnhof, mit nachtwandlerischer Sicherheit das Gewühl auf Hamburgs Straßen durchschneidend. Er sah nichts von dem, was vor ihm war, nicht die hastenden Menschen, nicht die Fuhrwerke, die hohen Häuser, den leuchtenden Sonnenschein. Er sah in sich. Da stand das falsche Gesicht im Kranz flatternder, goldener Haare und das andere mit den brechenden Augen. Er sah Jan Meier-Clüvers mit dem grünen Band am Hut, Hinrich Latwesen mit seinem Strauß. Über sie alle war das Weib weggeschritten mit leichtem Schritt, lachte ihrer im Arm des einen, den es begehrte, das Weib, von dem das Böse kam von Anbeginn, wie er's in der Bibel gelesen, gewußt und vergessen hatte in tollmachendem Rausch. Der Rausch war nun vorüber. Der Fremde, der fünfunddreißig Jahre in seiner Seele zusammengeroht gelauert hatte und auf des Weibes Wink hervorgebrochen war zu fremdartigem Verlangen und ungeheurer Freveltat, hatte sich in seinen Winkel zurückgeduckt. Der nüchterne, harte Janfredrik von einst war er wieder. Der sah alles, wie es war, das Leid von Alheid Ehlers, seinen Wortbruch und seine Narrheit. Und ein Narr wie er war sein Bruder Brün gewesen, ein Narr und ein Opfer, kein Treuebrecher an ihm. Nun verachtete er auch Gesetz und Gericht nicht länger. „Schelme und Lumpen wie wir Menschens haben dem ja woll nötig.“ Jetzt galt es eilig, das einzige zu tun, was ihm blieb. Es gab da keine Wahl.

Er fuhr nicht heim nach Schmalenbeek. In Bremen blieb er, stieg die Treppe zu dem Polizeibureau hinauf, in dem er gestern dem fragenden Beamten irreführendes Zeugnis abgelegt hatte. „Herr Kommissär, ich komm' — es is wegen —“

„Ah, Herr Holm. Ist Ihnen noch eine Wahrnehmung eingefallen, die Licht verbreiten kann über das Ende Ihres Kameraden, des Brün Lorensen aus Schmalenbeek?“

Janfredrik richtete sich zusammen wie einst bei den Soldaten. „Ich hab' ihn vermoordt.“

Das war eine Aufregung in dem stillen Schmalenbeek, als die Tat bekannt wurde. Von nichts andern wurde in den Spinnstuben gesprochen. Auf den herbilichen Feldern rotteten sich die Leute in Klumpen zusammen, Bauern und Knechte durcheinander. Dem Wortfargsten war die Zunge gelöst. Aber mehr Bedauern als Abcheu klangen in den Reden wieder. Die jungen Hausöhne deuteten an, sie müßten Bescheid, und es seien nicht immer die Schuldigsten, die hinter Schloß und Riegel zu sitzen kämen.

Ehlers' hielten sich in ihrem Haus. Sie schämten sich, eine bittere Empfindung für harte, stolze Leute.

„Dat mi vun de Bagasch keen mihr in mien ehrlik Huus kummt“, sagte der Vorsteher zu seiner Mutter. „Du kannst dat an Trina schrewen.“

Neben der tiefgebeugten alten Frau sah Alheid, die gerungenen Hände im Schoß, die Augen rot von Tränen. Ihre Angehörigen behandelten sie mit ehrfürchtiger Achtung als eine Art Prophetin, weil sie allein sich nicht hatte blenden lassen von der Schönheit und dem geschmeidigen Wesen Sophees.

Zur Gerichtsverhandlung zog ganz Schmalenbeek nach Bremen, die Hälfte als Zeugen, die Hälfte als Zuschauer.



Bürgermeister Jan Six von Amsterdam.
Gemälde von Rembrandt van Ryn.

Die Verhandlungen waren kurz, da Janfredrik in allem geständig war. Ganz knapp, ganz sachlich schilderte er den Hergang, die Motive kaum andeutend, kein Wort, das ihn entschuldigte in allem, was er sprach. Die Entlastung kam ihm von seinen Landsleuten.

Die sahen mit Teilnahme auf den Strahn von blendendem Weiß, den wenige Wochen durch das blonde Stinthaar des Mannes gezogen hatten, und sagten von ihm aus, wie sie's fühlten und wußten: ein fleißiger Bauer und ein Mann, auf den Verlaß war, kein Trinker und kein Zänker. Den Ermordeten, einen armen Knecht, hatte er aus gutem Willen zum Teilhaber an seinem Hof gemacht, zu dessen Ankauf jener nicht einen Pfennig zugesteuert hatte, er hatte ihn gehalten wie einen Bruder. Einer wie alle bezeugten sie das.

Und die jungen Hausföhne sprachen von Sophee und den Hoffnungen, die sie in ihnen allen geweckt hatte. Jan Meier-Clüwers schilderte den Grogtrunk bei Peter Peterien. Er sei nur so freigeibig gewesen aus Lustigkeit, weil er morgen mit der Sophee Klünders sich habe versprechen wollen. Und wenn er's nachträglich bedenke, so meine er, daß sowohl Janfredrik wie Brün sich mit gleicher Absicht getragen hätten — wahrscheinlich auch mit dem gleichen Recht. Er gab auch in Übereinstimmung mit Peter Peterien zu, daß sie viel getrunken hätten. Er selbst sei so schwindlig gewesen, daß er sich erst mal in sein Boot gelegt hätte, um auszuschlafen. Als er dann in der Nacht aufgewacht sei, wäre die „Luise“ weg gewesen. . . . Von Klünders' war keiner vor Gericht erschienen. Man las ein nichtsjagendes Protokoll. Es hieß, Sophee liege krank.

In Anbetracht der günstigen Zeugenaussagen und der achtungswerten und unbescholtenen Persönlichkeit des Angeklagten selbst erhob der Staatsanwalt die Anklage nicht auf Mord,

sondern auf Totschlag und befürwortete selbst die Zubilligung mildernder Umstände. Und der Gerichtshof, ergriffen von dem Schicksal des Unglückseligen, dem ein Moment der Leidenschaft ein ganzes Leben in Ehren zerbrochen hatte, um aus dessen Wesen eine Verzweiflung sprach, die kein Urteil aus Menschenmund steigern oder mindern konnte, erkannte auf drei Jahre Gefängnis.

Janfredrik nahm die Strafe an, starr, wie er die Verhandlung über sich hatte ergehen lassen. Kein Zug in seinem Gesicht veränderte sich, als die Schmalenbecker einer nach dem andern herzutraten, ihm die Hand drückten, aufmunternd Worte sprachen. Nur Ehlers hielt er fest. „Vorsteher, wenn du mien Beih vör mi verköpen wuttst.“

Ehlers versprach's; auch, daß er nach Haus und Hof sehen wolle. Janfredrik könne ihm immer schreiben, wie er's gehalten haben möchte.

Janfredrik hatte noch ein Anliegen. . . . Wenn du mien Karo in dien Huus nehmen wuttst. — He hett so veel von Brün hollen.“

Ehlers versprach auch das. „Mit Gott, Janfredrik.“

Dann wurde Janfredrik abgeführt. . . .

Hinten im Zuschauerraum stand Brüns Schwager, Korl Swensen, der inzwischen aus dem Gefängnis losgekommen war. Er hatte sich schon vor Wochen beim Gericht gemeldet. Wenn Brün Lorensen tot war, dann war dessen einzige Schwester Margret Swensen, seine Erbin. Korl Swensen hatte Eile, auf den schönen Hof einzuziehen, den seine Frau ihm beschrieben hatte. Aber auf dem Gericht wurde ihm bedeutet, daß ein Testament vorhanden sei, und da das auf der Schwester Verlangen geöffnet wurde, fand es sich, daß Brüns Familie nichts zu erben hatte und alles Eigentum des Verstorbenen an seinen Partner fiel.

(Fortsetzung folgt.)

Rembrandt van Ryn.

Von Professor Dr. C. Völl.

Wir feiern am 15. Juli das Dreihundertjahrfest von Rembrandts Geburtstag. Der Meister, dessen Elternhaus am größten deutschen Strom lag, und der auch nach dem Rhein benannt ist, gehört uns Deutschen mehr an als irgendein anderer der fremden Künstler, die wir lieben und bewundern. Die großen Namen der italienischen Malerei, die blendenden Werke des Velasquez, Rubens und Franz Hals sind uns verehrungswürdig; aber so lieb und vertraut wie die des Müllerjohnes von Leyden sind sie uns nicht. Er ist ja kein Deutscher; aber sein Volk und das unserer sind nahe beisammenstehende Zweige am Stamm der Germanen, und Rembrandt ist der größte germanische Künstler, den die Geschichte kennt. Darum verstehen wir ihn so gut, obschon er nicht unmittelbar zu uns gehört. Was unsere großen Meister wollten, das war auch sein Ziel, und wenn er auch natürlich nicht vermeiden konnte, sich der speziell holländischen Ausdrucksformen zu bedienen, so hat er doch vor allem das rein Germanische in der Kunst betont.

Die letzten Jahrzehnte haben Rembrandt mehr Ehre erwiesen als irgendein Jahrhundert zuvor. Er schien gewissermaßen der Künstler der Mode zu sein; aber es ist doch nicht die Laune des Tagesgeschmacks gewesen, die ihn als den bedeutendsten aller Maler pries, sondern ein tiefes, untrügliches Gefühl,

mehr noch klare Erkenntnis der Tatsachen ließen uns in ihm den Meister sehen, der den eigentlichen Abschluß der klassischen Malerei darstellt, und der in seinem außerordentlich umfangreichen Lebenswerk alle Probleme zusammenfaßt, die sich seine Vorgänger gestellt hatten. Sein Stil ist die Quintessenz der alten Kunst. Er hat wie kein anderer vor ihm die rein künstlerischen und die rein menschlichen Interessen zu einer Einheit zu verbinden gewußt, die die höchste uns in der bildenden Kunst bekannte Poesie darstellt.



Rembrandts Sohn Titus.
(Wien, Hofmuseum.)

Rembrandts Natur war ungewöhnlich vielseitig, und das mußte sie auch sein, wenn all die Aufgaben gelöst werden sollten, die seiner Zeit gesteckt waren. Er gehörte dem reinen Barock an, das in merkwürdiger Mischung Anmut und Übermaß, Einfachheit und Pomp, zarte Innerlichkeit und brutale Kraft liebte und pflegte. Alle diese einander widerstrebenden Eigenschaften sind in seinem Werk verkörpert, und zwar nicht derart, daß sie einander auflösen, sondern er schafft zur gleichen Zeit ein Gemälde von hinreißender Grazie und von abschreckender Gewalt. Das ist nun kein Zeichen von planloser Willkür, die von Extrem zu Extrem geht, sondern hier offenbart sich die beste Seite seiner Kunst: die echte Menschlichkeit. Ihm sind alle Regungen des Menschenherzens vertraut gewesen, und er hat ihnen allen Ausdruck

gegeben, so wie gerade die jeweilige Natur der Aufgabe, vielleicht auch wohl seine persönliche Stimmung das verlangt haben; jedoch muß gerade in bezug auf den letzten Punkt gesagt werden, daß bei Rembrandt im Gegensatz zu dem, was bei vielen andern Künstlern der Fall ist, und auch im Gegensatz zu dem, was man über ihn zu sagen pflegt, die persönlichen Stimmungen merkwürdig wenig Einfluß auf sein Schaffen gehabt haben. Seine prächtigsten Bilder hat er in den Jahren gemalt, wo ihn nicht nur das schlimmste Leid, sondern auch die ärgerlichsten Sorgen gequält haben. Wie er in so vielen Dingen am besten durch einen Vergleich mit Shakespeare erklärt werden kann, so ist das auch in bezug auf die oben erwähnte Vielseitigkeit und auf die Souveränität gegenüber den traurigen Geschichten des Lebens der Fall. So wie Shakespeare im gleichen Stück den fast monströs jähzornigen König Lear und die zarte Cordelia schafft, so malt Rembrandt zur gleichen Zeit das lebensfrohe Doppelbildnis von sich selbst und seiner Gattin Saskia, das eins der edelsten Stücke der Dresdner Galerie



Selbstbildnis (1640).
(London, Nationalgalerie.)

ist, und die grausame Blendung Simsons in der Sammlung des Städelschen Instituts in Frankfurt am Main. Wie ferner Shakespeare trotz aller Enttäuschungen am Ende seines Lebens das glänzende und im besten Sinn des Wortes rührende Märchenspiel vom Sturm macht, so kommt Rembrandt gerade in seinen letzten Arbeiten zu einer bei aller Tiefe so außerordentlich herzlich warmen Auffassung von Mensch und Menschenschicksal, daß er nicht nur als einer der größten Maler, sondern auch als einer der herrlichsten Dichter dasteht.

Rembrandts künstlerische Tätigkeit kann man nicht in einem Aufsatz zusammenfassen; denn die Pietät der Nachwelt und das Glück haben uns den größten Teil seiner Werke aufbewahrt. Es sind nur wenige, von denen wir wissen, daß sie existiert haben, und die nicht mehr sind. Wir haben noch rund fünf-hundert Gemälde von

seiner Hand, eine stattliche Anzahl von Radierungen und eine sehr große Menge von Zeichnungen. Wenn man bedenkt, daß er im Gegensatz zu der über ihn verbreiteten Legende, er habe kein anderes Buch als die Bibel gefannt, ein reich und fein gebildeter Mann war, dessen Zeit jedenfalls durch gesellschaftliche Verpflichtungen und durch Lektüre viel in Anspruch genommen wurde, so ist der Umfang seines Werkes staunenerregend, zumal es sich in der Hauptsache um lauter eigenhändige und sorgfältig durchgeführte Arbeiten handelt. Schülerhilfe hat er wohl nur wenig in Anspruch genommen und konnte es auch nicht tun; denn er war zu sehr mit immer neuen Problemen beschäftigt, als daß er jene Ruhe und Routine hätte erwerben können, wie sie z. B. Rubens hatte, und wie sie nötig ist, wenn man Schülern die Mitarbeit gestatten will. Es gibt einen sehr lehrreichen Fall, der uns über Rembrandt in dieser Beziehung ein sehr helles und günstiges Licht gibt. Im Jahr 1635 hatte er ein jetzt in der Eremitage von Petersburg befindliches Bild gemalt, das Abrahams Opfer (siehe S. 593)

darstellt. Ein Jahr danach ließ er es durch einen Schüler kopieren, aber während dieser an der Arbeit war, überzeugte sich Rembrandt, daß allerlei an der Komposition zu ändern sei, nahm dem Schüler das Bild weg und veränderte das Ganze gründlich, wie er selbst in einer Inschrift auf der Replik aus-sagt. Die zweite Ausführung befindet sich jetzt in der Münchener Pinakothek und ist der ersten, was die Feinheit und Tiefe der Komposition anlangt, weitüberlegen. Der Fall ist auch dafür wichtig, daß man sieht, wie rastlos und intensiv Rembrandt an sich selbst und seinen Werken weitergearbeitet hat. Wenn bei andern Meistern im allgemeinen nur wenige, durch Stilunterschiede voneinander getrennte Epochen zu unterscheiden sind, so hat Rembrandt seine Kunst von Jahr zu Jahr verändert, vertieft und herrlicher gestaltet. Das ist auch der Hauptgrund, warum es unmöglich ist, sich in einem kurzen Überblick über seine Kunst zu



Das Opfer Manoahs.
(Dresden, Gemäldegalerie.)

einem kurzen Überblick über seine Kunst zu

orientieren. Die Menge der Bilder kommt dafür nicht so sehr in Betracht wie die Fülle der Probleme. Aber trotzdem läßt sich selbst an einer nur flüchtigen Zusammenfassung seiner Hauptwerke die Bedeutung, die er für seine Zeit und auch für die unsrige hat, immer noch am besten darstellen.

Rembrandt ist in Leyden geboren, einer Stadt, die noch heute der Sitz der so unendlich fein arbeitenden holländischen Gelehrsamkeit ist. Er selbst hat dort eine umfassende humanistische Bildung genossen, die ihm bei seiner Kunst außerordentlich zustatten gekommen ist. Dasselbe Leyden war aber auch der Sitz der holländischen Feinmalerei. Es ist die Stadt des Gerard Dou und der Mieris; so hat sich auch Rembrandt dem genius loci nicht entziehen können; er fing mit Bildern im kleinen und kleinsten Maßstab an, bei denen er recht nach Leydener Art sich der treuen Hingabe an das Studium des Details widmen konnte. Es mag beinahe als ein besonderes Glück bezeichnet werden, daß er, dessen Natur so nach Ausdehnung drängte, gezwungen war, sich zu bescheiden, und in der Tat hat er in dieser strengen Schule, die er sich wohl gern gefallen ließ, für Jahrzehnte hinaus die solideste Grundlage erlangt. Nur ist es ein eigenes Ding um diese kleinen Bilder seiner frühen Zeit. Sie gehen aus den Leydener Verhältnissen hervor; aber sie weichen doch von dem Stil der sonstigen Feinmalerei ab. Rembrandt konnte sich wohl an das kleine Format gewöhnen, wie er es ja auch späterhin ganz gern gelegentlich einmal wieder angewendet hat, aber er brachte einen Stil mit, der selbst in dieser Epoche der Lehrjahre schon etwas Großzügiges hatte. Man muß nur ein Bild sehen wie den 1628 gemalten kleinen „Simson“ (S. 594), der jetzt im Berliner Kaiser-Friedrich-Museum hängt, um zu erkennen, wie entschlossen der damals noch so junge Künstler von Anbeginn an auf das Große und Ganze ausgegangen ist. Diese



Männliches Bildnis.
(St. Petersburg, Eremitage.)

Energie der alles in einem einzigen Blick zusammenfassender Anschauung ist nun doch nicht Leydener Art. Das ist schon der echte große Rembrandt, und den finden wir danach nicht allein in der geistigen Behandlung der Stoffe und in der Allgemeinen der künstlerischen Auffassung, sondern auch in den bekannten malerischen Problemen. Wenig später als der Berliner Simson entstand eins seiner an malerischen Qualitäten eindruckvollsten Bilder: „Christus und die Jünger von Emmaus“, im Besitz von Frau Andre-Jacques Mart in Paris. Es ist eigentlich nicht farbig, sondern nur auf die Kontrastwirkung von Schwarz auf Weiß gestellt, die aber ungemein malerisch behandelt sind. Wie das Rembrandt auch noch in seiner ganz späten Zeit gern tat, läßt er die Hauptfigur dunkel gegen eine dahinter liegende breite Lichtfläche stehen und erreicht damit eine dermaßen überraschende Dramatik, daß dieses kleine Bildchen auf der Amsterdamer Rembrandt-Ausstellung 1898 zu den kräftigsten Effekten gehörte. Gegenüber den rezeptmäßigen Virtuosenstücklein in der Lichtmalerei, die damals als letzte kümmerliche Reste der einst so großen Maltechnik der Niederländer geübt wurden, mutet das Bild wie ein Protest an und, was für uns heute noch wichtiger ist: wie ein Programm. Der große Lichtmaler kündigt sich hier bereits mit einer Leistung ersten Ranges an, die er wohl später noch übertroffen hat, die aber eben nur er übertroffen hat, soweit wenigstens die alte Kunst in Betracht kommt.



Die Staalmeesters der Tuchhändler von Amsterdam.
(Amsterdam, Reichsmuseum.)

Die Staalmeesters (Stahlmeister) hatten das Plombieren der Tuchrollen zu besorgen.

spürt ihr Dasein nur an de

Rembrandt ge fällt sich bei der Behandlung des Lichtes nicht in Wirkungen, die eine Art von täuschender Illusion sind und den Beschauer glauben machen wollen, daß wirklich eine Lichtquelle vorhanden sei, sondern er geht gerade darauf aus, die panoptikumsmäßige und sehr trügerische Art der Lichtmalerei zu verdrängen. Er läßt er gern überhaupt die Lichtquelle gar nicht sichtbar werden; man

Wirkung, und wie intensiv pflegt diese Wirkung zu sein! Rembrandt ist kein Lichtmaler im Sinn des neunzehnten Jahrhunderts. Er kennt die vibrierenden Schwingungen des Lichts nicht, aber er hat dafür eine Kraft in der Behandlung der Beleuchtungsprobleme, die man im besten Sinn des Wortes und ohne Übertreibung göttlich nennen darf. Das Geheimnisvolle des Lichtes, dessen Bedeutung für die geistige Entwicklung der Sujets unter den alten Meistern vielleicht kein anderer so gut verstanden hat wie Rembrandt, dient schon bei den frühen Gemälden dazu, das Problem ganz anders zu gestalten, als üblich war. Virtuosenmäßige Kunststücke waren bei ihm ganz ausgeschlossen. Darin sprechen sich nun schon in der Jugend die rücksichtslose Energie und die freie Selbständigkeit von Rembrandts Talent am besten aus.

Die Holländer sind schon sehr früh darauf aufmerksam geworden, daß in dem Müllerjohn von Leyden eine ganz ungewöhnliche künstlerische Kraft stecke. Es war unvermeidlich, daß er nach Amsterdam übersiedelte, mit dessen Künstlern und kunstliebenden Einwohnern er gegen 1630 schon in regen Beziehungen stand. Hauptsächlich hat er sich in der für ihn so anregenden, volkreichen und landschaftlich so schönen Handelsstadt anfänglich dem Porträt gewidmet, vielleicht des Gelderwerbs wegen, aber sicher nicht ausschließlich in der Absicht, sein Brot zu gewinnen und sich eine feste Position zu gründen. In die Zeit von 1631 bis 1636

fällt wohl eine außerordentlich große Anzahl von Porträten, die zeigen, daß Rembrandt gerade auf diesem Gebiet ein großes Ansehen genossen haben muß, aber all diese Bildnisse zeigen auch, daß er durchaus nicht gesonnen war, dem Publikum Zugeständnisse zu machen, die vielleicht für des Künstlers materielles Wohlergehen ersprießlich sein könnten, aber seiner Kunst verderblich würden. Die einzige Rücksicht, die er auf den Geschmack des Tages nahm, die er aber auch unbedingt nehmen mußte, weil es unmöglich ist, sich den herrschenden Ideen der Zeit zu entziehen, war, daß er die Bildnisse etwas lebhaft anordnete, die Personen nicht nur sehr schwer und reich kleidete, sondern sie auch eindringlich, mitunter wohl auch aufgeregt gestikulieren ließ. Seinem stürmischen Naturell und seiner Vorliebe für Pracht mag dieser Zug der Zeit ohnehin entsprochen haben; jedoch ist es eine bemerkenswerte Tatsache, daß Rembrandt zur gleichen Zeit

auch jenem andern vielleicht noch tiefer begründeten Wunsch seines Herzens nachgab, der ihn das Trauliche, wahrhaft herzlich Intime bevorzugte. So hat er denn nicht nur die fremden Personen gemalt, die ihm vermutlich recht wackere Preise zahlten, sondern sich gewissermaßen zu erholen und selbst an seiner Kunst zu freuen getrachtet, indem er seine Verwandten: Vater, Mutter und Geschwister, malte und nicht zum mindesten sich selbst sehr oft porträtierte. Hier konnte er jene Wunderwerke intimer, persönlicher Stimmung schaffen, die selbst

diese scheinbar nur dem Kampf ums Dasein gewidmete Epoche so anziehend machen, und die ihr reizendes Gegenstück in einer ganzen Anzahl von feinsinnigen Interieurs, wie die Philosophen des Louvre, und in prachtvollen religiösen Gemälden finden.

Im Jahr 1634 hat Rembrandt die schöne und wohlhabende Saskia von Uylenburgh geheiratet, die Tochter des Rechtsgelehrten und früheren Bürgermeisters von Leuwarden. Die Ehe gab ihm viel Glück; sie machte ihn unabhängiger noch, als er ohnehin war, schuf ihm ein sonniges Heim und gewährte ihm auch künstlerisch viele Anregungen und große Befriedigung. So steht er schon um 1635 auf der Höhe des Glücks und war eine beneidenswerte und wohl auch beneidete Erscheinung im Kunstleben von Amsterdam. „Verlegen“ aber, wie die mittelalterlichen Dichter sagten, hat er sich im Besitz der schönen Frau und der bedeutenden Stellung nicht; sondern sein ganzes Schaffen erhält

eine neue Triebkraft. Er wird freier, und indem er auch stärker wird, doch viel reiner und maßvoller. In den Jahren seiner leider so kurzen Ehe, von 1634 bis 1642, hat er gewisse Klumpheiten der Formengebung, die ihm in seiner früheren Epoche anhafteten, aufgegeben. Er lernt die übertriebene und eigentlich unmalerische Plastik zugunsten einer breiteren Formenbehandlung ablegen. Wenn er früher manchmal noch etwas schwülstig und überreich gewesen war, so gewinnt er nun auf der einen Seite immer an der Drastik, nach der er sein Lebenlang gestrebt hat, aber auf der andern wird er einfacher, lernt das einzelne ungewolltener als früher dem Ganzen unterordnen und wagt es allmählich, die Figuren im vollen Licht zu modellieren. Es sind das zum großen Teil rein technische und speziell malerische Fortschritte, aber der Kern liegt doch darin, daß die allgemein künstlerische Anschauung immer klarer und, man darf sagen,



Abrahams Opfer.
(St. Petersburg, Eremitage.)



Samson und Dalila.
(Berlin, Kaiser-Friedrich-Museum.)

pilanter und interessanter wurde. Er greift auch eins der Hauptprobleme seiner Kunst auf, das er früher nur gestreift hatte: er zieht die Altmalerei großen Stils in den Bereich seiner Malerei, und so kommt er denn schon im Jahr 1636 zu der imposanten Darstellung der wohl mit Recht so genannten „Danae“ in der Petersburger Eremitage. Schön in streng formalem Sinn ist die Figur der jungen unbekleideten Frau, die sehnsüchtig auf ihrem reich geschmückten Lager des Besuches ihres Freundes harret, nicht zu nennen; die Pracht der tizianischen Formen war Rembrandts Sache nicht. Aber über alle Begriffe herrlich ist das Bild doch durch die Wahrheit und den belebten Reichtum der Formen, die Tiefe der psychologischen, so sympathisch warmen Auffassung und die staunenswerte Fülle des vollen Lichtes. Die unendlich delikate „Susanne“ der Haager Galerie mit der bei aller Kunst so graziosen Leichtigkeit der Bewegungen und der edelsten Keuschheit der Charakterisierung folgt im Jahr 1637. Als Abschluß dieser Entfaltung, für den wir nur äußerlich Sastias Tod ansehen dürfen, steht das wunderbar innige und farbig so glühend reiche „Gebet Manoahs“ (siehe S. 591) der Dresdner Galerie, das Rembrandt jedoch gewissermaßen nur als Vorpiel für eins der größten Meisterwerke der gesamten Malerei gedient hat: die „Nachtwache“ vom Jahr 1642. Dieses Riesenviel stellt trotz des nun einmal nicht mehr aus der Welt zu schaffenden Titels einen Zug von Schützen dar, die im goldenen, reichen Licht der späten Sonne in geschlossener Kolonne mit Waffenlärm und Trommelklang aus einem hohen Haus auf die Straße treten. Rembrandt hat in dem schon zu seinen Lebzeiten vielumstrittenen Gemälde das Stärkste an blendender Lichtwirkung gegeben, hat außerdem in einem glücklichen Maß Poesie der Auffassung und Gegenständlichkeit der Schilderung in ein normales Gleichgewicht gesetzt, wie er das später nicht mehr tat, weil bei ihm immer die subjektive Dichternatur zum Durchbruch

kommt. Wenn man so will, hat der Künstler hier nicht nur eine Epoche seines Stils abgeschlossen, sondern auch den Höhepunkt eines bestimmten, der holländischen Malerei eigenen Genres gegeben. Man liebte es dort, sich in Gruppen porträtieren zu lassen: die Gilden und Schützenkompagnien ließen sich gern in Gemeinschaft malen. Aber wenn bis dahin die Malerei mit einziger Ausnahme der Haarlemer Schützenbilder des Franz Hals dieses an sich freilich trockene Gebiet auch recht trocken behandelt hatte, so macht Rembrandts phantasievoller Geist aus dem abendlichen Zug der ehrsamten Schützen eine kühne Tat, der man mit atemloser Aufregung zusieht. Es ist schwer faßlich, aber wahr, daß in dieselbe Zeit, wo der Maler an diesem in jeder Hinsicht gewaltigen Werk arbeitete, er in Sorge und Trauer um die schwere Krankheit und dann um den Tod seiner Frau war. Die Kunst erlahmte nicht unter dem harten Schlag.

Von nun an beginnen trübe Zeiten sich langsam vorzubereiten, bis endlich im Jahr 1656 der Bankrott über sein Vermögen erklärt wurde. Die Verwandten seiner Frau waren es hauptsächlich, die in Sorge um das für Rembrandts Sohn zu erhaltende Muttergut dem großen, in weltlichen Dingen unerschrockenen Meister all die Schwierigkeiten bereitet haben, die zu der traurigen Katastrophe führten und Rembrandt für immer arm und besitzlos machten. Er hat ja wohl immer Freunde gefunden, die ihm halfen, vor allem hat er in der überaus sympathischen Hendrickje Stoffels, die ihm das Haus führte, eine Freundin gefunden, die all das Schlimme, wie es scheint, wenigstens moralisch gut machte. Aber es ist eben doch wahr, daß er, um sich vor den Gläubigern zu retten, allerlei Auswege einschlagen mußte, die ihm wenigstens vor dem Gesetz keinen Gewinn an seiner Arbeit und keinen Besitz mehr ließen.

Die pekuniäre Lage, die aus dem einst so reichen Mann einen armen machte, hat nun aber nicht den mindesten schädlichen Einfluß auf seine Kunst gehabt. Von jetzt sehen wir



Selbstbildnis (1660).
(Paris, Louvre.)

ihn als Porträtisten erst all die goldene Herzlichkeit seiner Empfindung aussprechen, die das innerste Wesen seines Schaffens ausmacht. Er bringt die über alle Worte erhabenen Porträte von eben dieser Hendricje Stoffels, von dem ihm so nahe befreundeten Bürgermeister Sir von Amsterdam, (siehe S. 589), die tiefereisenden Porträte alter Frauen. Mehr noch als das: von nun an beginnt seine Malweise immer mehr fein und leuchtend, reich in der Farbe und üppig in der Gesamthaltung zu werden. Er zieht ohne Zögern und ohne Schwanken die Konsequenzen aus seiner Tätigkeit der früheren glücklichen Zeit. Wenn ihn das Schicksal ebenso begünstigt hätte, wie es ihn verfolgt hat, so hätte er doch nicht sozusagen triumphierender malen können. Das ist nun fast ein Rätsel, aber es ist eine Tatsache, die uns in dem großen Künstler auch den großen Menschen lieben lehrt. Mitunter nur zeigt eine gewisse Milde, daß der Künstler sich beschieden hat, des Lebens Güter als Philosoph aus der Ferne zu betrachten. Aber nie findet sich ein Ton der Bitterkeit oder gar der Schwäche. So kommt es, daß seine letzten Werke auch seine besten sind, und daß er in ihnen alles noch übertrifft, was er selbst in den

Tagen des größten Glanzes geschaffen hatte. Im Jahr 1662 malte er das letzte seiner Gruppenbilder: Die „Staalmeeesters von Amsterdam“ (siehe Seite 592), die genannt werden müßten, wenn man die sechs großartigsten Meisterwerke der Kunst aller Zeiten nennen wollte, ein Bild von unergründlicher Tiefe der reinsten Menschlichkeit und der überraschendsten Lebendigkeit, dazu von märchenhafter Pracht der Farbe. Ihm gegenüber stehen die ungemein zarten Kinder- und Frauenbilder aus dem letzten Jahrzehnt.

Ganz am Ende seines Lebens tritt Rembrandt fast freiwillig aus aller Verbindung mit seiner Umgebung. Er schwebt wie ein abgeklärter Geist nur noch in höheren Sphären. Da schuf er jene tiefereisenden Szenen vom „König Saul und David“, und die „Rückkehr des verlorenen Sohnes“, wo er in der Gestalt des alten Vaters, der in wortloser Liebe die Arme verzeihend um den endlich wiedererlangten Sohn schlägt, das Abschiedswort an sein Volk und an die ganze Menschheit spricht, ein Wort voll hoher Würde und der selbstlosten Liebe. 1669 starb Rembrandt in einer Einsamkeit, die uns nach dem, was wir heute über seine letzten Jahre wissen, imponant erscheint.

Friede.

Die Sonne duckt sich auf den Zweigen,
Die Vögel halten Mittagsruh:
Ein süßes sommerliches Schweigen
Seht durch den Wald auf seid'nem Schuh.

Libellen schweben auf dem Riede
Wie blaue Träume dort und hier ...
Es ist so still, als säß' der Friede
Im weichen Moose neben mir.

Ad. Ey-Waldhausen.

Die Masuren.

Von Frig Skowronnet.

Der Masuren genannte Landstrich im Südosten der Provinz Ostpreußen hat seit einigen Jahren durch seine landschaftlichen Reize, die dem Wechsel von Berg, Wald und See entspringen, die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt erregt. Von Jahr zu Jahr schwillt die Zahl der Vergnügungsreisenden an, die, entzückt von den idyllischen Schönheiten der Landschaft, dem Masurenland neue Bewunderer zu führen. Weit aus interessanter als das Land sind seine Bewohner: die Masuren. Der einzelne wohl weniger als der Volksstamm in seiner Gesamtheit. Denn er bietet der Welt das seltene Schauspiel einer überraschend schnellen Wiedergeburt, einer geistigen und wirtschaftlichen Erhebung aus dem Zustand tiefster Verkommenheit. Hand in Hand damit geht ein freiwilliger, freudig durchgeführter Germanisierungsprozeß, der in wenigen Jahrzehnten mit der völligen Verdrängung des masurisch-polnischen Idioms beendet sein wird.

Das Verdienst daran gebührt einzig und allein der Volksschule, die allerdings keine solchen Hemmnisse zu überwinden hatte wie in Posen und Westpreußen. Sie fand keinen Widerstand in konfessioneller oder nationaler Beziehung, denn der Masur ist evangelisch und so preußisch gesinnt, daß er die Bezeichnung „Pollak“ als Schimpfwort gebraucht.

Es ist durchaus unrichtig, die Ursachen des tiefen Verfalls in den Charaktereigenschaften des Volksstammes, vor allem in der Trunksucht zu suchen. Der wirkliche Grund liegt in der geradezu beispiellosen Drangsalierung des Landstrichs durch Kriegsnot und Epidemien im Lauf von zwei Jahrhunderten. Die erste Heimtuchung brachte der Krieg, den der Große Kurfürst mit Polen führte. Am 18. Oktober 1658 wurden die Schweden und Brandenburger bei dem Grenzdorf Proffken aufs Haupt geschlagen. Nun ergossen sich die Horden der mit den Polen verbündeten Tataren plündernd und mordend

über das offene Land. Nach einer amtlichen Zählung wurden damals 249 Dörfer, 13 Städte und 37 Kirchen niedergebrannt, 23000 Menschen erschlagen und 34000 in die Sklaverei fortgeschleppt. Im Sommer des nächsten Jahres erfolgten noch zwei Einfälle der Horden, die nicht minder schrecklich verliefen. Zu allem Unglück brach noch eine Vieh- und Pferdesuche aus, so daß in manchen Kirchspielen der Acker nicht bestellt werden konnte, weil tatsächlich nicht ein Haupt Vieh vorhanden war.

Kaum hatte sich die Bevölkerung aus der tiefen Verelendung ein wenig emporgerafft, als in den Jahren 1708 bis 1711 der furchtbare Würangel Pest über das Land sog und mehr als ein Drittel der Menschen hinwegraffte.

Neue Drangsale brachte der Siebenjährige Krieg. Im Jahr 1757 fielen die Russen in Ostpreußen ein, und ihre fliegenden Korps hausten ganz schrecklich auf dem flachen Land. Im nächsten Jahr kehrten die Russen zurück und nahmen das von preußischen Truppen völlig entblöhte Land in Besitz. In den Jahren 1793 und 1794 drangen polnische Korps wiederholt bis in die masurischen Kreise und brandschafteten sie gründlich. Nur wenige Jahre später, 1806 und 1807, wurde der Landstrich von den Armeen der Russen und Franzosen völlig ausgezogen. Dann kamen die schweren Lasten, die der Durchzug der „großen Armee“ nach Rußland den Einwohnern auferlegte, und der Befreiungskrieg mit seinen Opfern an Gut und Blut.

War es nach all diesen Heimtuchungen ein Wunder, wenn die Bevölkerung in Elend und Schmutz zu verkommen drohte, wenn der Bauer wie der Arbeiter den letzten Groschen in Schnaps anlegte? Die Weisheit, den Tag zu genießen, vererbte doch den Kindern der Vater, der mit Mühe und Not einem Blutbad entronnen war und, aus dem Waldversteck

heimkehrend, sein Haus niedergefengt, seinen Acker verwüftet sah. Von aller Welt abgeschnitten, lag der Landstrich da. Handel und Wandel stockten, kurzum, es herrschte ein geradezu grauerhafter Zustand.

Um so ereuulicher ist das Bild des Aufschwungs, der unmittelbar nach der wirtschaftlichen Erschlückung des Landstrichs durch moderne Verkehrswege einsetzte. In den Jahren 1850 bis 1857 wurden die Kanäle zwischen den Seen, dem Mauer-, Löwentin- und Spirdingsee, wieder fahrbar gemacht, im nächsten Jahrzehnt wurden zahlreiche Chaussees gebaut, und 1872 war die ostpreussische Südbahn bis zur Grenzstation Probstken vollendet. Wer die Wirkung dieser Kulturthaten auf die masurische Bevölkerung mit erlebt hat, muß sie als wunderbar bezeichnen.

Auf schmalen Leiterwagen, an denen, buchstäblich genommen, sich nicht ein Lot Eisen befand, fuhr der Bauer zum Markt. Selten hatte er mehr als einige Mandeln Eier, wenige Pfund Butter und, wenn es hoch kam, einen Scheffel Getreide zu verkaufen. Aber er mußte zum Markt fahren! Das war die Ergebenheit seines Daseins, der einzige Tag der Woche, an dem er sich mit greulichen Knoblauchwürsten, gebratenen Fischen, Klopfen und ähnlichen Delikatessen gütlich tat. Dazu Schnaps im Übermaß genossen . . . nicht nur von den Männern, sondern auch von den Frauen! Widerliche Szenen spielten sich auf der Rückfahrt ab. Mühsam schleppten die kleinen, struppigen Gäule den mit betrunkenen Menschen vollgepackten Wagen durch den tiefen Sand. Und noch immer kreiste die Flasche . . . Wer frühmorgens ein Schwein zum Markt getrieben, wurde in sinkender Nacht von dem horstigen Bierfäuler, der den Weg nicht zum ersten Male machte, heimgeleitet. Und mancher Bauer konnte von Glück sagen, wenn er andern Tags früh in einem Erbsenfeld erwachte und sein vierbeiniger Lebensgefährte noch neben ihm lag. Denn nicht allzulange hatten flinke Gesellen dem Schlafenden den Strick aus der Hand genommen, das Schwein fortgetrieben und noch während der Nacht geschlachtet.

Noch im Jahr 1867 war es den Behörden bei einer Typhusepidemie unmöglich, die Befolgung der einfachsten sanitären Vorschriften zu erzwingen. Selbst bei den größeren Besitzern starrte die Wohnung von Schmutz. Und heute? Überall massive Häuser und Stallungen mit freundlichen roten Dächern. Die Bauern lesen eine deutsche Zeitung, die am weitesten vorgeschrittenen sogar ein landwirtschaftliches Fachblatt, sie drainieren den Acker, meliorieren die Wiesen, verwenden künstlichen Dünger, füttern die Kühe im Stall, entrahmen die Milch mit dem Separator, kurzum: sie stehen mit ihrem Wirtschaftsbetrieb den Deutschen durchaus nicht nach. Bis in die elendesten Tagelöhnerhütten ist eine Spur reinerer Daseinsfreude gedrungen. Zu dieser Entwicklung hat aber auch die Enthaltensamteitsbewegung, der Kampf gegen den Alkohol, viel beigetragen.

Mit dem wirtschaftlichen und geistigen Aufschwung ist das Charakteristische des Volksstammes in Kleidung und Sitten reichend schnell geschwunden. Die grauen Röcke aus selbstgewebtem „Wand“, die umfangreichen Mäntel mit sechs, sieben Stragen, die mit Riemen verschürzten Sandalen aus Leder oder Bast sind nirgends mehr zu finden. Ja, sogar die kurzen Pelze aus unbezogenen Schaffellen, die von dem Masur fast das ganze Jahr hindurch getragen wurden, sind schon selten geworden. Beinahe ebenso schnell sind leider auch die alten Überlieferungen geschwunden. Der Masur war daran nicht arm. Fast jede Gegend hatte ihre Lokalsagen, die an ein geschichtliches Ereignis anknüpften. Versunkene Burgen mit unermeßlichen Goldschätzen, die in einen Berg verzaubert, der Erlösung harren, spielen darin eine Hauptrolle. Auch die Helden des Stammes saßen in unterirdischen Höhlen und warteten auf die Morgenröthe des Tags, der sie zum Befreiungskampf gegen die deutschen Bedrücker erwecken würde. Sie werden nie erlöst werden, denn ihr Volk hat sie vergessen. Mit fliegenden Fahnen ist es zu den Deutschen übergegangen.

Geradezu wunderbar ist das Eindringen der deutschen Märchen- und Sagenstoffe. Die Masuren wußten noch vor

fünfzig Jahren sinnige Tierfabeln von Fuchs und Wolf zu erzählen. Sie besaßen auch ihre eigenen Schilddörfer, die Dombrowenes, die Bewohner des Dorfes Dombrowen. Und Ortschaften dieses Namens gibt es in Masuren ziemlich viel. Aber was jetzt von Märchen, Tierfabeln und Schilddörferstreichen in masurischer Sprache erzählt wird, das ist zu großem Teil deutsches Eigentum, allerdings so völlig verarbeitet, daß der Volksstamm sie als sein geistiges Besitztum zu betrachten gewohnt und berechtigt ist.

Weitaus langsamer schwinden die alten Sitten und Gebräuche. Die meisten haben sich in den einsamen Walddörfern der Johannisburger Heide erhalten, in denen die Petroleumlampe noch als ein Gegenstand des Luxus gilt. Dort versammeln sich die Margellen (Mädchen) des Dorfes mit ihren Spinnrocken, die Knechte mit dem Stück Net, an dem sie stricken, abends in der geräumigen Wohnstube eines Bauernhauses. Auf dem offenen Herd flackert lustig ein helles Feuer aus Renspänen. Langsam ziehen die dichten Schwaden, die von dem selbstgebaute Kanaster aus den kurzen Pfeifen der Männer aufsteigen, der Herdöffnung zu. In lebendiger, bilderreicher Sprache erzählt jemand aus der Versammlung ein Märchen. Der Stoff ist jedermann bekannt. Aber der Vortragende schmückt ihn mit neuen Zutaten aus, so daß die Anwesenden ihm gespannt zuhören.

Die Phantasie der Masuren ist überhaupt sehr lebhaft. Fast in jedem Dorf gibt es einige Männer und Frauen, die durch Erzählungen verschiedener Art eine ganze Versammlung stundenlang unterhalten können. Dies Talent zum Improvisieren äußert sich auch noch in anderer Weise. Nicht selten werden kleine Neckereien bei den abendlichen Zusammenkünften in gesungene Verse gekleidet, deren Text ebenso vom Augenblick geboren wird wie die Melodie. Jubelnd wiederholen die Anwesenden das kleine Spottlied zwei- und dreistimmig. Der Angegriffene erwidert, ein Dritter, ein Vierter mischt sich ein — so entsteht ein Sängerkrieg, der alle Beteiligten aufs höchste belustigt.

Nach dem Krieg von 1870/71, der in der Entwicklung des masurischen Volksstammes eine bedeutsame Rolle spielt, konnte man häufig von den Landwehrmännern, die vor Belfort gelegen und unter General v. Werder in dreitägiger Schlacht den Durchbruchversuch der französischen Ostarmee zurückgewiesen hatten, romantische Schilderungen der Kämpfe vernehmen. Ein solcher Abend wird mir ewig unvergesslich bleiben. Ein einfacher Waldarbeiter, der sich bei Belfort eine schwere Verwundung und das Eisene Kreuz geholt hatte, besang nach einer Melodie, die einem der damals entstandenen Soldatenlieder ähnelte, die schweren Kämpfe, an denen er teilgenommen hatte, in einer langen Reihe improvisierter Verse. Allerdings, wie ich hinzufügen muß, unter der anstachelnden Wirkung des Schnapses, der dem sonst so schweigsamen Mann die Zunge gelöst hatte. Der Refrain, der von allen Anwesenden mit großer Begeisterung mitgesungen wurde, lautete etwa so: „Wir Masuren waren auch dabei, wir waren gute deutsche Soldaten!“

Es ist mir noch deutlich erinnerlich, daß der Sänger eine lange Reihe von Männern aufzählte, die verwundet oder gefallen waren, daß er die Nacht schilderte, in der sie bei hartem Frost ohne Lagerfeuer auf der bloßen Erde kampierten und dem General, der sie zu mutigem Ausharren ermahnte, mit fröhlichem Mut erwiderten, die Masuren seien an Kälte gewöhnt. Nach mehreren Strophen gab's eine Unterbrechung . . . Da wurde der Sänger mit einem Gläschen Likör gelobt . . . Und als ich einige Jahre später Gustav Freytags „Ahnen“ mit fiebernden Pulsen verschlang, da machte mir der Sang des Spielmanns von den Taten des Helden Ingo das Auge feucht, denn er ließ in mir die Erinnerung an den schlichten Sänger meines Volksstammes aufleben, der in schmucklosen Versen ausströmen ließ, was ihm die Seele bewegte.

Die meisten der alten Gebräuche, die sich erhalten haben, stammen aus heidnischer Zeit oder den Jahrhunderten vor Einführung der Reformation. Zu den letzteren gehört die eigen-

artige Feier am frühen Morgen des ersten Weihnachtstages, „Intrznia“ genannt. Trotz aller Verbote seitens der Behörden und Geistlichen war der Brauch nicht zu unterdrücken. Er wird noch heute an sehr vielen Orten regelmäßig geübt, aber bezeichnenderweise nicht in den Kirchen, sondern in den Schulen. Frühmorgens, etwa um fünf Uhr, versammeln sich die Invasen des Dorfes, festlich gekleidet, in dem Schulzimmer. Jedes Ehepaar bringt ein Licht mit, das angezündet und auf der Bank angelebt wird. Andächtig singt die Versammlung Weihnachtslieder, bis der eigentliche Festakt beginnt. Unter Führung des Lehrers erscheinen die als Engel gekleideten Kinder, Knaben und Mädchen getrennt. Ihr Auspuß besteht aus einem rein gewaschenen Hemd des Vaters, das durch farbige Bänder geschmückt ist, einer Krone oder einem Kranz aus buntem Papier und einem brennenden Licht. Die Kinder wohlhabender Bauern tragen ein winziges Tannenbäumchen, das mit Wachskerzen bestückt ist. Nun hebt ein sorgfältig eingeübter Wechselgesang zwischen Lehrer und den beiden Chören an, der die biblische Erzählung von der Geburt des Heilandes wiedergibt. Ein feststehender Refrain wird von der Gemeinde mitgesungen. Dann folgen eine Predigt des Lehrers und zum Schluß eine ganze Zahl von Weihnachtsliedern.

Ohne Zweifel hängt diese Feier mit den religiösen Schauspielen zusammen, die von der katholischen Kirche an hohen Festtagen im Mittelalter veranstaltet wurden. Heidnischen Ursprungs ist dagegen die Sitte, die in den zwölf „Heiligen Nächten“ von Weihnachten bis zum Fest der „Drei Könige“ jede Arbeit in Haus und Hof, außer Kochen und Viehfüttern, verpönt. Nur das Reizen der gesammelten Federn ist erlaubt. So findet sich denn an jedem dieser Abende bei einem der Bauern eine ganze Gesellschaft zusammen. Die Frauen und Mädchen mit weißen fest um den Kopf gebundenen Tüchern sitzen um den langen Tisch und reizen Federn, die Männer auf den Wandbänken. Bei diesen Zusammenkünften werden fast nur geistliche Lieder gesungen als Abwehr gegen die bösen Mächte, die in dieser Zeit Menschen und Vieh gefährlich werden können!

Nur in der Neujahrsnacht bricht ungezügelter Fröhlichkeit hervor. Dann übt die unverheiratete Jugend absonderliche Gebräuche, um zu erfahren, ob das nächste Jahr die ersehnte Verheiratung bringen wird, oder ob dem einen oder andern das Todeslos geworfen ist. Beim letzten Brotbacken haben die Frauen vorsorglich aus Teig allerlei Figuren geformt und abgebacken: Geld, Brot, Kind, Brautpaar, Ring, Wiege, Himmelsleiter, Totenkopf, Gottesauge — ein rechtwinkliges Dreieck mit einer eingedrückten Vertiefung — Teufel usw. In der Mitternachtsstunde tritt einer nach dem andern mit verbundenen Augen an den langen Tisch heran und hebt drei von den Schüsseln, unter denen diese Gegenstände einzeln verborgen sind, auf. Ebenfalls mit verbundenen Augen wird die Bibel oder das Gesangbuch aufgeschlagen. Der von dem tastenden Finger bezeichnete Vers deutet das bevorstehende Schicksal an. Die Haustochter wirft mit kräftigem Schwung den Pantoffel des linken Fußes über den Kopf nach rückwärts und erkennt aus der Lage ihres Schuhs, ob sie das Haus verlassen wird oder nicht. Ein alter Brauch ist weiter das Kohlschwimmen. Vom Herd werden glühende Kohlen genommen und in eine Schüssel mit Wasser geworfen. Eine kräftige Bewegung der Hand setzt die Flüssigkeit in Umlauf. . . Regellos tanzen die mit Namen der Anwesenden belegten Kohlen auf der Oberfläche, bis ein Paar sich zusammenschließt und eng verbunden bleibt. Kurz nach Mitternacht schleichen die Mädchen hinaus, rütteln am Hofzaun und lauschen auf den nächsten Hundebell, der ihnen ankündigt, von welcher Seite der Zukünftige kommen wird. Nach diesen und ähnlichen Schicksalsproben folgen allerlei Belustigungen. In eine Schüssel mit Wasser oder in einen tiefen Teller voll Mehl wird ein Geldstück geworfen, das nur mit den Lippen ertastet und ergriffen werden darf. Der komischen Momente, die ein stürmisches Lachen der Zuschauer auslösen, gibt es dabei genug.

Schon vom ersten Advent an ziehen arme Kinder in Gruppen von zehn, zwölf Personen abends in den Dörfern umher und heischen durch Abzingen geistlicher Lieder milde Gaben, die ihnen in Gestalt von Speck, Brot, Kladen, Eiern und Geld warmherzig gespendet werden. In der Nacht zum 6. Januar sind zu gleichem Zweck in jedem Dorf einige Parteien von drei Heiligen Königen tätig. Natürlich darf die übliche Ausschmückung mit Kronen aus Glanzpapier, weißen Überwürfen und geschwärzten Gesichtern nicht fehlen. Als Stern dient ein an der Rückseite mit Papier verklebtes Sieb, das sich um einen Stab dreht, auf dem ein brennendes Licht steht.

Der Januar und der Februar bis zur Fastnacht ist die Zeit fröhlichen Mummenschanzes. Die Masuren sind sehr erfinderisch in allerlei komischen Verkleidungen, bei denen selbstgefertigte Gesichtsmasken verwendet werden. Sehr beliebt ist die Darstellung des polnischen Varenführers. Der Jüngling, der dabei den tanzenden Bierfüßler spielt, hat eine schwere Aufgabe zu erfüllen. Er ist von oben bis unten ganz dicht mit einem aus Erbsenstroh gedrehten Seil umwickelt, und diese Bekleidung ist so wärmend, daß er schon nach der ersten Vorstellung in Schweiß gebadet ist. Fastnacht selbst wird mit Tanz gefeiert. Am Nachmittag wird unter allen Umständen das Gefinde im Schlitten spazieren gefahren. Bei der abendlichen Schmauferei dürfen die in Schmalz gebadenen Krappen nicht fehlen. Als Getränk dient ein mit Zucker, Honig, Butter und Pfeffer gekochter Schnaps, der sehr geeignet ist, recht bald ausgelassene Lustigkeit hervorzurufen.

Absonderliche Gebräuche werden zur Feier mancher Heiligen des katholischen Kalenders geübt, die dem Masuren nicht nur den richtigen Zeitpunkt für Beginn oder Schluß wirtschaftlicher Maßnahmen angeben, sondern auch segensreiche oder schädigende Kraft entwickeln, je nachdem man ihre Vorschriften befolgt oder mißachtet. So weiß der Landwirt, an welchem Tag er die verschiedenen Arten Getreide zu säen hat, mit welchem Fuß er dabei anzutreten, welche Hand er zum ersten Wurf zu erheben hat. Auch den arbeitenden Haustieren haben die Heiligen sich gnädig erwiesen und ihnen einen Ruhetag vorgeschrieben: zu St. Georg, am 23. April, wird kein Pferd und am folgenden Tag — St. Malbert — kein Zugochse eingespannt. Ja, einige der katholischen Feiertage feiert der Masur trotz allen Eifers seiner Geistlichkeit noch immer mit. Einestheils wird er dazu von dem Aberglauben getrieben, daß diese Spenden seinem Hausstand Segen und Gedeihen erwirken, andernteils lockt ihn das einem Jahrmarkt ähnliche Treiben, das an diesen Tagen sich zu entwickeln pflegt.

Die Feier der Nacht zu Johanni hat reißend schnell abgenommen. Noch vor zwanzig Jahren flammte auf jeder Bergesluppe ein mächtiges Feuer auf. In übermütiger Lust sprang die Jugend des Dorfes um die Flammen und sang allerlei Schelmenlieder. Seitdem ist das Holz so teuer geworden, daß der Bauer seinen Ofen mit Steinkohlen heizt, wenn er keinen Torfstich besitzt. Und mit dem flammenden Holzstoß sind auch die alten Gebräuche geschwunden, kaum noch, daß die Jungfrauen sich hinausbemühen in das Feld, um schweigend neunerlei Kraut zu pflücken. Eine längere Lebensdauer dürfte den Gebräuchen beschieden sein, die sich an die Beendigung der Roggenernte knüpfen. Wenn die letzten Garben gebunden und aufgestellt sind, treten die Erntearbeiter, Männer und Frauen, entblößten Hauptes rings um eine Hocke und ziehen unter Absingung eines geistlichen Liedes unversehrte Halme mit großen Ähren, die zu einem Bündel, dem „Plon“, vereinigt und mit Blumen und bunten Bändern geschmückt werden. In feierlichem Zug, natürlich wieder mit Gesang, wird dies Symbol des Erntesegens zum Hof getragen und dem Hausvater überreicht, der sich mit einigen Worten bedankt und zu fröhlichem Schmaus einladet. In diesem Augenblick nimmt die feierliche Stimmung ein jähes Ende, denn von allen Seiten ergießen sich Wasserstrahlen auf Männer und Frauen. . . Alles flüchtet, um die nassen Arbeitskleider mit feiertäglichem Gewand zu vertauschen,

worauf das Schmausen beginnt, an das sich stets ein Tänzchen im Freien anzuschließen pflegt. Die Anwendung des Wassers geschah früher in viel roheren Formen. Die Margellen wurden zum Brunnen geschleppt und mit mehreren Eimern kalten Wassers begossen oder auch wohl in den Entenpfuhl geworfen. Jetzt begnügt man sich mit kleineren Güssen aus Töpfen und Kannen. Aber sobald wird diese Sitte nicht verschwinden, denn je mehr Wasser beim „Plon“ fließt, desto besser wird die nächste Ausfaat, in der auch die Körner des Erntekranzes vorhanden sein müssen, gedeihen. —

Die Kette der Ahnen, die jeden einzelnen an die Vergangenheit binden, ist auch bei dem Masuren länger geworden, aber das Erbe, das er von der alten Zeit erhalten hat, ist geringer geworden, die Menschen haben sich gewandelt. Sie greifen heute begierig nach den geistigen Schätzen der Deutschen. Vielleicht erklärt sich die Freude, mit der dies geschieht, aus der sehr wahrscheinlichen Annahme, daß hierbei uralte Volksinstinkte walten, die einen seiner Nationalität und Sprache beraubten Volkstamm seinen wirklichen Stammesgenossen wieder zuführen!

Georg Bangs Liebe.

(14. Fortsetzung.)

Roman von Karl Kosner.

Zu Ostern schied Adolf Wintler aus dem Haus A. G. Gutkind aus. Seine Lehrzeit war beendet, er war nunmehr Gehilfe und nahm als solcher eine Stellung in einer großen Neuyorker Kolportagebuchhandlung an. Seit Monaten hatte er sich schon bemüht, einen Platz im Ausland zu finden, nun war er glücklich, daß ihm das gelungen war. Georg aber rückte mit dessen Scheiden zum zweiten Lehrling auf, während der Sohn eines von Herrn Felix Gutkinds Kommittenden als neuer „Jüngster“ eintrat. So war die schlimmste Zeit für Georg überwunden, die Arbeiten, die ihm nun überwiesen wurden, boten doch mehr Abwechslung, ließen ihm mehr Spielraum für eigene Erwägungen, forderten mehr Selbständigkeit und Umsicht. Und Georg trat an diesen neuen Platz der Arbeit mit einer stillen, stolzen Freude hin. Nun war er doch nicht mehr der Letzte, und was er schuf, gewann im Gange des Geschäfts an Bedeutung. Diese Gehobenheit, die in ihm war, spornte ihn an, sie sprach aus seinen Briefen, die nach Hause an seine Mutter gingen und froh von jedem Wechsel Kunde gaben, und drückte sich in seinem ganzen Wesen aus.

Doch da war noch etwas in dieser Zeit, das ihn zu reger Arbeit trieb. Ganz unvermittelt kam es manchmal über ihn — als Blutwelle, die ihn mit heißem Schwall überflutete, daß sein Herz stark und stürmisch klopfte, oder als eine weiche, milde Woge, die sich auf einmal träumerisch und lähmend um sein Denken legte. Was es war, wußte er anfangs nicht, und er empfand nur seine Süßigkeit. Dann aber wuchs ein Widerstand dagegen in ihm auf, er gab sich diesen Augenblicken nicht mehr hin. Er floh sie, wenn er sie nahen fühlte, und waren sie doch über ihn gekommen, dann zog er die Brauen zusammen, umgriff den Federhalter fester und wollte sie mit starkem Willen überwinden in gesammelter Arbeit.

Am Sonntag nach dem Fest bei Frau von Hellstein hatte ihm Karl Falk gesagt: „Nun, ihr habt euch ja sehr eingehend unterhalten, Fräulein Molenaar und du. Du scheinst übrigens sehr Gnade gefunden zu haben vor ihren Augen — Else sagt's. Mein Geschmac ist sie ja nicht — immerhin: ich gratuliere!“

Da war Georg rot geworden und hatte nur hastig den Kopf geschüttelt und dann von anderm gesprochen. Aber ein widerstreitendes Fühlen war dabei in ihm gewesen, ein jähes Glück und Freude über das, was er hörte, und zugleich eine herbe Verstimmung über die spöttische Art, in der Falk gesprochen hatte. Wie eine Klust war es in diesem Augenblick zwischen ihnen gewesen.

An diesem selben Sonntag aber, wenige Minuten, nachdem die Worte gefallen waren, hatte er Mariane Molenaar gesehen. Er war mit Falk noch an der gleichen Stelle im Garten der Frau von Hellstein, da war sie gekommen, um der Hausfrau ihren Besuch zu machen. Ein paar Sekunden lang nur war sie stehen geblieben auf ihrem Gang in das

Haus, ein paar Worte der Begrüßung waren gewechselt, dann hatte Georg die feine, zierliche Gestalt die wenigen Stufen zur Tür der Villa emporsteigen gesehen — dort war sie im Dunkel des Flures verschwunden. Er hatte noch den Druck ihrer Finger in seiner Hand gefühlt. Und wieder war diese heiße Welle in ihm aufgestiegen, lähmend und wunschlos. — Erst als er dann gesehen hatte, wie Falks Augen mit einem leisen überlegenen Lächeln auf ihm ruhten, hatte er sich gewaltjam aus diesem Bann befreit.

Seitdem kämpften Sehnsucht und Scheu in ihm um das Bild Mariane Molenaars. Ein Drang war in ihm, über sie sprechen zu hören, mehr von ihr zu wissen, und er hätte doch um alles niemand fragen mögen — vor allem aber nicht Falk, der doch sicher am besten hätte Auskunft geben können. Einmal war Joseph Teltfcher mit wenigen Worten auf sie zu reden gekommen: „Ein ganz prächtiges Frauenzimmer — ein bißel 'was ander's als diese Schneegäns' alle miteinander —!“ Das war alles, was der zu sagen hatte.

Und dann, nach Wochen war wieder ein Tag gekommen, an dem er sie sprach.

Wie damals, an jenem Abend, da er sie neben Else Bernhardi zum erstenmal gesehen hatte, war er mit Falk, dem er sonst in der letzten Zeit wenig begegnet war, in einem Schülerkonzert, und wieder waren auch die beiden Damen da.

Aber mehr noch als je vorher fühlte Georg an diesem Abend die Entfremdung, die zwischen ihm und Falk geworden war. Er sah Elsens Augen immer wieder auf seinem Freund ruhen, fragend, bittend und sehrend, und ihm war es, als wäre Falks Antwort an diese Augen nur ein gefälliges — selbstgefälliges Grüßen und Nicken. Ob auch Else das fühlte? Sie schien Georg bleicher als sonst, und etwas Erwartendes, Gespanntes war in ihr, das er früher niemals gesehen hatte.

In einer Pause des Konzerts gingen Falk und Georg zu den beiden Damen, um sie zu begrüßen — der Musiker sicher und mit einer beinah zur Schau getragenen Fröhlichkeit, Georg still und mit erregten Augen. Neben dem Stuhl von Mariane Molenaar stand er eine Weile und sprach mit ihr. Dabei sah er herunter auf die helle blonde Krone ihres weichen Haars und auf die goldig schimmernden Wimpern und die schmalen Hände, die im Echo ruhten. — Freundlich und einfach, wie immer, redete sie zu ihm, aber er fühlte doch, daß neben ihren Worten ein anderes in ihr war. Mehrmals blickte sie forschend zu Falk hinüber, und einmal nahm sie leise Elsens Hand in ihre Hände.

Erst zum Schluß der Pause schritten Falk und Georg wieder zu ihren früheren Plätzen, aber sie sprachen wenig miteinander; Georg war es, als trennte eine unsichtbare Wand ihn von dem früher so vertrauten Freund. Als sie dann nach dem Schluß der Aufführung in der Garderobe wieder mit den Damen zusammentrafen, ergab es sich wie selbstverständlich, daß sie nun auch gemeinsam den Weg nach Hause nahmen.



Teestunde bei der Eminenz.
Gemälde von E. Harbude.

In zwei Paaren schritten sie durch die Straßen — voran gingen Else und Falk, hinter ihnen folgten Mariane Molenaar und Georg.

Eine milde Frühlingsnacht lag über der Stadt, und ein leiser Luftzug trug den Duft der blühenden Frühlingsgärten über die Menschen hin und streichelte ihnen Wangen und Stien und Lider wie mit Blütenblättern.

„Wie schön das ist!“ sagte Mariane Molenaar. „Jetzt kommt der Frühling doch mit aller seiner Kraft und Wärme!“ Sie sah still vor sich hin. Eine zielsichere freudige Sehnsucht lag in ihren klaren Augen, als dächte sie an etwas Schönes, Starkes, das nun seiner Erfüllung näher ging. Nie hatte Georg ihre Augen so gesehen, und er fühlte, daß etwas Großes in ihr war, und wußte es doch nicht zu deuten.

Von dem Paar vor ihnen trug das leise Wehen abgerissene Worte herüber. Elsens Stimme, innig, wie in einem bittenden Aushauch — dann Falks unbefümmertes Lachen: „Nein, Lieb — ist ja alles Unsinn . . . Nur keine Sorge . . .! Und schließlich bin ich doch Künstler . . .“

Da schüttelte Mariane Molenaar ganz leise den Kopf, und das schmale Fältchen zog seine herbe Linie in ihre Stirn. „Ihr Freund Falk ist dieser Tage zu ziemlich später Stunde mit einem andern jungen Musiker und zwei nicht sehr vertrauenerweckenden Begleiterinnen in einem Café gesehen worden. Durch einen Zufall hat Else davon gehört — nun ist sie voll Erregung und voll von Angst. Mein Gott — es ist ja möglich, daß das ganz harmlos war . . .“

Sie schwieg und schüttelte wieder leise den Kopf. — Es war, als wollte sie nicht sprechen, was sie doch nicht glauben konnte. Und Georg fühlte, wie ihm das Herz bis zum Hals schlug, und konnte das Wehen seiner Stimme nicht beherrschen.

„Aber das kann doch gar nicht sein . . . das ist doch ganz unmöglich . . .! Er ist doch so erfüllt nur von dem Einen . . .“

Sie sah ihn voll an und lächelte trübe. „Glauben Sie . . .? Was ich Ihnen lezthin gesagt habe . . . Klug mag er sein und geschickt und von einer gewissen bestechenden Form — ich, mein lieber Georg Bang und Niehscheider, glaube, daß Gutsein mehr ist als alles das! Und Gutsein heißt, treu sein . . . glauben Sie mir, das ist das Höchste und das Tiefste zugleich, und nichts Hohes ist und nichts Tiefes ohne das . . . Ich habe Sorge um Else . . .“

Sie schritten weiter. Leise plätschernd und glucksend zog das Wasser der Pleiße neben ihrem Weg hin. Menschen kamen ihnen entgegen und gingen vorüber, und ihre Schritte verhallten.

Als zwei dunkelumschattete Gestalten, die weitererschreiten in die Nacht vor ihnen, hoben sich die beiden Menschen vorn aus dem Dämmerlicht. Wie ein Bann lag es auf Georg. Er sah nicht auf, und doch war's ihm, als stände dieses trübe Lächeln noch immer still und weh um ihre Lippen. Und auch die Worte, die Mariane Molenaar zu ihm gesprochen hatte, leben. Sie gingen neben ihm einher mit ihren Schritten und hallten nach in ihm gleich Glockenschlägen, die nicht zur Ruhe kommen wollen.

Und das ergriff ihn und erfüllte ihn, daß er es nicht mehr tragen konnte. Er wußte nicht, wieso es nun mit einem Mal so überstark geworden war, er wußte nur, daß es nun über seine Kräfte ging. Um Mund und Kehle fühlte er es zerrten, und seine Hände zitterten und zuckten.

Und mit einem Mal blieb er stehen.

Da hielt auch sie in ihrem Schritt ein. Gütig und klar lag ihr Blick auf ihm. Wie im Traum sah er das feine helle Gesicht vor sich — seltsam leuchtend in dem Dunkel ringsum wie Elfenbein — hörte er den verhallenden Schritt der beiden andern . . . Und dabei leise das wiegende Plätschern des Wassers und das ferne Summen des nächtlich still gewordenen Straßenlärms . . .

„Wissen Sie denn, wie lieb ich Sie habe . . .?“ sagte er nur, und dabei stand er still, bewegungslos und hörte seine Stimme, als spräche ein anderer neben ihm.

Sie aber nickte und sah ihn an, mild und gut.

„Ja — ich weiß es . . .“ und strich ihm leise mit der Hand über die Wange. Dann streckte sie ihm die Rechte hin. „So — und nun auf feste gute Freundschaft — ja?“

Da nahm er die Hand und drückte sie und ließ sie wieder und schritt neben Mariane weiter. Sprechen konnte er nicht.

Aus dem Dunkel vor ihnen wuchsen wieder die Gestalten der beiden andern. Wie schwarze Körper von unbestimmten Formen waren sie erst, dann wurden sie klarer, deutlicher — und standen vor ihnen im Licht einer nächtlichen Laterne, die an der Straßenecke brannte. Falk sicher und überlegen, Else mit einem hilflos suchenden Blick.

„Wenn es den Damen recht ist,“ jagte Falk, „so bringe ich Fräulein Bernhardi nach Hause.“ Er wendete sich zu Georg: „Du würdest dann Fräulein Molenaar begleiten . . .“

Georg sah fragend zu Mariane — die aber sagte nichts. Ihr Blick sah voll und ruhig und wie in einem Flor von Sorge auf die Freundin, die mit erregten, hastenden Fingern an ihrem Täschchen mit dem Opernglas nestelte.

„Der Abend ist so schön,“ sagte Mariane, „ich gehe gern mit dir wie sonst . . .“

Aber Else, deren große Kinderaugen wieder so zag und hilflos von Falk zu ihrer Freundin blickten, schüttelte leise den Kopf. Ein Zittern lag in ihrer Stimme: „Es ist spät — du wirst auch müde sein . . .“

Da wendete sich Mariane zu Georg: „Dann gehen also wir noch eine Strecke zusammen.“

Aber seltsam lange, als wollte sie die gar nicht lassen, und wie als legte sie all das, was sie nicht sprach, in diesen Druck, hielt sie die Hand von Else zum Abschied in der ihren.

So trennten sich die Paare.

Neben Mariane Molenaar schritt Georg durch die Nacht. Schweigend gingen sie beide, und ein dumpfer, weher Schmerz war dabei in ihm.

Bei der Dorotheenstrasse bog sie ab und schlug den Weg über die Brücke ein; er folgte ihr und war dabei so ganz erfüllt von diesem Weh, daß er kaum merkte, daß es doch ein Umweg war, den sie ihn führte.

Dann aber fühlte er, wie ihre Augen auf ihm ruhten, und sie sprach:

„Georg — wissen Sie, daß Sie mir eine große, tiefe Freude gemacht haben . . .?“

Er sah sie nicht an. Aber es brach ihm heiß in die Augen.

„Ich habe Sie auch lieb, lieb als einen guten Menschen und als einen Freund, den ich mir erhalten möchte. Andres als das empfinden auch Sie nicht zu mir . . . Das wissen Sie vielleicht jetzt nicht — aber Sie werden es noch wissen . . .“

Wie im Traum schüttelte Georg den Kopf. Wie wenn all dieses Weh in ihm zerginge und sich löste, war ihm zumute. Nur weiter sprechen sollte sie! Die Stimme neben ihm sollte nicht schweigen . . .

„Sehnsucht ist in Ihnen, Georg — viel und starke Sehnsucht — und zu mir haben Sie Vertrauen gefunden, so wie ich Ihnen Vertrauen gebe — und da glauben Sie jetzt, Sie lieben mich . . . Ist's nicht so?“

Sie sah ihn wieder an mit den gütigen Augen, aus denen so viel Wärme sprach.

Und auch er blickte sie an — und schüttelte nicht mehr den Kopf.

„Ich weiß es nicht,“ sagte er, „ich weiß nur, daß Sie mir mehr sind als sonst ein Mensch hier . . .“

Da nahm sie seine Hand. „Das ist recht — und das ist mir die Freude. Also Ihr bester Freund! Und daß auch Sie in mir den treuen Kameraden immer haben sollen, das war es, was ich Ihnen noch habe sagen müssen. Und darum dieser Umweg . . . hier aber ist mein Haus . . . Gute Nacht, lieber Freund.“

Er hatte die Hand geküßt — zum ersten Male.
Dann war der Schlüssel gedreht worden, die Tür ins
Schloß gefallen.

Er schritt durch das Dunkel der Nacht nach Hause.

Wieder wie damals, da Falk ihm von seiner Liebe zu
Else gesprochen hatte, ging er durch Lehmanns Garten. Aber
jetzt war neues Blühen über all den Beeten und Blumen-
hecken ringsumher.

An einem Jasminbusch, der seine weißen Sterne weit über
das baufällige Statet eines der Gärtchen auf den Weg her-
überdrängte, blieb er stehen und drückte das Gesicht in die
kühlen, duftenden Blüten.

Ihm war es, als legte sich auch über das, was in ihm
erzitterte, der milde Duft. Schmerz? Wo war er geblieben?
Nur ein Weh war es — und das lag still, gleich einem Kind,
das sich in den Schlaf geweint.

„Sehnsucht ist in Ihnen, Georg — viel und starke Seh-
sucht — und zu mir haben Sie Vertrauen gefunden.“

Ihre Worte klangen in seiner Seele, als schritte sie neben
ihm einher zwischen den kleinen nächtlichen Gärten und dann
durch die Straßen, die still und einsam waren.

Als er nach Hause kam, war es längst dunkel auf der
Treppe, und auch über der Wohnung des Herrn August
Thienemann und der Frau Karola lag schon die Nacht.

Im Finstern tappte er sich in sein Zimmer, und dort erst
machte er Licht. Ein zugebedeckter Teller mit belegten Bismen
stand auf dem Stehpult, ein Brief lag daneben. Die Hand-
schrift der Mutter.

Da schob er den Teller zurück und hielt den Brief in
Händen. Ein Zaudern war in ihm — eine seltsam pulsende
Erregung, daß er Minute um Minute verstreichen ließ, ehe er
das Schreiben öffnete.

Und als er es dann las, da ward das ahnende, erwartende
Bittern zu einer jähen Angst und zu so hinnehmendem Schrecken,
daß seine Augen kaum den Zeilen folgen konnten, und daß
das Blatt ihm in der Hand erbebt.

„Mein lieber, lieber Georg! So gern möchte ich
Dir auch so Gutes schreiben, wie alles das ist, was Du
mir in Deinem letzten Brief von Deinem Umgang bei
dieser feinen alten Dame erzählst. Aber in mir ist es
so übervoll von Sorge, daß ich immer nur an das eine
denken kann, und daß mein armer Kopf bei gar nichts
andern mehr stillhalten will. Mein Georg, ich habe
lange geschwankt, ob ich Dir von dem schreiben soll, was
uns hier seit Wochen und Monaten quält. Und die
Sephi, die doch am allermeisten darunter leidet, hat
immer gebeten, ich soll zu Dir schweigen. Ich weiß auch,
daß sie sich geschämt hat und gemeint hat, Du könntest
sie deswegen weniger gern haben. Aber so bist Du doch
nicht! Aber ich habe doch geschwiegen, solange wir
hier noch Hoffnung hatten, daß es gut werde. Jetzt
aber ist das Unglück doch geschehen. Denk Dir, die
Mutter von der Sephi und Herr Crispi sind sehr, sehr
unglücklich zusammen gewesen. — Ich habe Dir einmal
geschrieben, daß sie schon vor Weihnachten durch viele
Wochen nichts hat von sich hören lassen. Dann gegen
Neujahr ist wieder ein Brief gekommen, und da hat sie auch
noch einmal das rückständige Geld geschickt. Aber der Brief
war ja schon so, so traurig! Die arme Frau — ich
kann nicht anders sagen, was sie auch verschuldet haben
mag! Sie hat geschrieben, daß das Geschäft, das
Herr Crispi sich eingerichtet hatte, nicht ginge und viel
kostete, und daß er oft verstimmt sei. Und dann zwischen
dem Kummer war so eine Reue in dem Brief und eine
Zärtlichkeit zu der Sephi. Da war ein Satz: „Danke
Gott, Du mein Kind, daß Du bei dieser guten Frau
bist — ich hab' es nie gewußt und gewürdigt, was das
bedeutet: bei guten Menschen sein!“ — Georg, jetzt
haben wir erfahren, daß er so roh zu ihr gewesen ist!

Die feine, schöne Frau, die hat er geschlagen und be-
schimpft. Und alles hat sie ihm hingegen, was sie
gehabt hat, aber es war alles verloren, mehr noch als
im Geschäft auf der Börse. Und wir haben das ja doch
nicht gewußt — sie hat ja gar nicht mehr geschrieben,
so hat sie sich geschämt und geämt. Aber dann ist
plötzlich vor vier Tagen die Depesche von ihm gekommen,
ob seine Frau in Wien sei und bei uns gewesen wäre.
Und wir wußten doch von gar nichts . . .! Dann haben
wir es erfahren: sie ist nach einem Streit, den er mit
ihr gehabt hat, während er noch in einer Herrengesellschaft
war, von ihm fort — nur mit einer Handtasche und bei-
nah ohne Geld, und niemand weiß, wo sie ist! Wir
sind ja alle so voll Sorge — mein Gott, die arme
Frau und unsere arme kleine Sephi! Auch die Polizei
ist verständigt worden, aber man weiß gar nicht, wohin
es die arme Frau getrieben hat. Wenn sie sich nur nicht
in ihrer Verzweiflung das Leben genommen hat! Mein
Georg, wie furchtbar ist das alles für dieses gute Kind,
das ich lieb habe, wie wenn es Deine Schwester wäre.
Was auch kommt, sie wird bei mir bleiben, wir beide
Georg, Du und ich, wir sind ja dann die einzigen, die
sie noch hat. Schreibe ihr, Georg, schreibe ihr einen
lieben Brief, sie ist wie niedergebroschen unter all diesem
Furchtbaren. Und wenn je ein Mensch Liebe gebraucht
hat, dann ist es das arme Kind von Heinrich Gerold.
Lebe wohl, mein Bub, ich selbst bin ganz ermattet von
diesen Tagen. Ein guter teilnahmvolles Freund ist uns
wie immer der Herr Schneeberger in dieser Zeit ge-
wesen. Ich küsse Dich, Du mein Einziger. Sowie ich
irgendwelche Nachricht habe über Sephis Mutter — das
Wort „Frau Crispi“ will mir gar nicht aus der Feder —
so schreibe ich Dir gleich. Vergiß uns nicht bei all den
lieben Freunden, die Du dort gewinnst. In treuer Liebe
Deine Mutter.“

Das war's . . .

Georg las den Brief und starrte auf das Schreiben und
las ihn wieder.

Nun war ein Sturm in ihm, ein Zagen der Bilder und
Gedanken, ein Zittern, Zittern und Drängen, daß er wie im
Krampf mit beiden Händen die Platte des Pultes umgriff,
um sich aufrecht zu halten.

Sephi! Er sah sie vor sich, blaß und mit den wehen,
trauervollen Augen, schmal und scheu und doch mit dieser
tiefen Zuversicht. In dem ersten Trauerkleidchen stand sie
vor ihm wie damals, da sie mit ihrer Mutter angekommen,
da sie mit ihm durch die Stadt gegangen war . . .

„Du! Du!“ Und jetzt stand sie wieder an der Pforte
von neuem Leid.

Dann jagte wie im Flug an ihm vorüber, was ihn in
diesen Tagen erfüllt hatte, so ganz erfüllt hatte, daß kaum ein
Gedanke bei der gewesen war, der sein ganzes Leben gehören
sollte, und mit der ihn sein Bestes verband! Er sah sich mit
Mariane Molenaar durch die stille Straße gehen, in deren
nächtlichem Schatten die zwei Gestalten vor ihnen verschwammen,
und hörte sich reden — seltsam fremd, als spräche ein anderer
neben ihm — „Wissen Sie denn, wie lieb ich Sie habe?“

Da griff es ihm wie mit Krallen ins Herz, die Hände
krampften sich ihm zusammen, und ein wundres Weh war in
ihm, daß er nichts, nichts fühlte als das. Nur ein Gedanke
über all dem Schmerz: Mit eigenen Fäulten hatte er das Beste,
was das Leben ihm zu geben hatte, vernichtet und zer schlagen.

Wie schlecht, wie schlecht war das alles! Wie erbärmlich
und treulos!

Vor dem Bett lag er auf den Knien und konnte sich
nicht fassen in diesem Schmerz, der sich selbst geißelte und
immer neue Wunden schlug in Zerknirschung und Reue.

Bis er Tränen fand . . .

Stunden lag er so, und auch sein Weinen war verneigt.
Wie ausgebrannt von dieser heißen Flamme seines Schmerzes

war seine Seele. Eine große Mattigkeit war in ihm und doch bei all' dem nachzitternden Weh zugleich ein Fühlen von neuer, sicherer und reiner Kraft.

Und ganz still war es. Nur der Hall einer fernen Turmuhr kam immer wieder wie auf dunklen Schwingen durch die Nacht gezogen und pochte an die Scheiben: ein Mahner zur Ruhe.

Und wie das ernste Singen der Glockenschläge wiederum verklang, da war es Georg wie schon einmal in dieser Nacht, als sähe er in all dem Dunkel das helle Angesicht Mariane Molenaars. Und das sah ihn an mit stillen, gütigen Augen, vor denen nichts verborgen war. Die Lippen aber sprachen wieder:

„Schnsucht ist in Ihnen, Georg! — und zu mir haben Sie Vertrauen — und da glauben Sie, Sie lieben mich . . .“

Das, das war es gewesen! Jetzt erst verstand er die Worte, die ihm wie Freundestrost in dieser Stunde war seine Schnsucht nach der Fernen, die irgegangen war . . .

Es lag schon ein heller Schein im Dunkel der Nacht, Georg endlich Ruhe fand. Aber was noch knabenhaft gewar war in ihm, das war abgefallen in dieser Nacht und gereift zu einer männlichen Klarheit.

Die war in ihm, als er am nächsten Tag die Nachricht aus Wien bekam, daß die Leiche von Sepsis Mutter der schönen Frau, die so unglücklich geworden war — Muggia am Golf von Triest gelandet wäre, und als er da an Sephi schrieb.

Und sie blieb ihm und prägte sich immer tiefer in sein erstarkendes Wesen. (Fortsetzung folgt.)

Der Kopenhagener Hof.

Historische Skizze von Dr. Cajus Moeller.

Der erste Monat dieses Jahres führte in der Kopenhagener Amalienborg ein langes Herrscherleben zum Abschluß. Mehr als vier Jahrzehnte hatte der erste Holstein-Glücksburger auf dem dänischen Thron gesessen, als ihn im fast vollendeten 88. Lebensjahr ein sanfter Tod abberief. Diese 42 Regierungsjahre König Christians IX. haben eine sehr denkwürdige Epoche der dänischen wie der nordeuropäischen Geschichte dargestellt und in ihnen einen bedeutenden Abschnitt gebildet; es verlohnt sich, auf die Vorgeschichte dieser Periode und auf deren dynastische wie nationalpolitische Ursprünge zurückzublicken. Man muß dabei freilich fast 14 Jahrzehnte zurückgreifen, auf jene Kopenhagener Struenseeekatastrophe von 1772, aus der nach einem nationalen Kampf von drei Menschenaltern zuletzt die Zerreißung der geschichtlichen dänisch-holsteinischen Monarchie hervorgegangen ist.

König Christian VII. war der im Jahr 1749 geborene Sohn des Klopstockmäens Friedrich V. und einer jung verstorbenen englischen Prinzessin; mit noch nicht 17 Jahren König, heiratete er ein halbes Jahr darauf seine 15jährige englische Cousine Karoline Mathilde. Die dieser von ihrer Oberhofmeisterin Frau von Pleßsen soufflierte Zurückhaltung gegen den Gemahl veranlaßte ihn zu einem Lebenswandel, der seine schwächliche Gesundheit zerstörte und seine glänzenden Fähigkeiten trübte. Auf einer „Bildungstour“ nach England und Frankreich nahm er in Altona auf Empfehlung des Grafen Rankau-Ascheberg den Stadtphysikus Struensee als Reisearzt in seinen Dienst, und bei der Rückkehr des Königs nach Kopenhagen stieg der unterhaltende Schönegeist schnell nacheinander zum Vorleser, zum Kabinettssekretär, zum Staatsminister; aus dieser schwindelnden Höhe riß ihn plötzlich die bekannte Palastrevolution. Was weniger bekannt: gestürzt hat ihn eigentlich ein Gardeleutnant v. Kardorff. Dieser hatte gegen die „Doktorherrschaft“ demonstriert und sollte deshalb vor der Front kassiert werden; sein der Struenseeschen Partei angehörender Oheim Oberst v. Köller bat für ihn um eine mildere Strafe, aber der von der Königin wegen seiner Nachgiebigkeit gegen die meuternden norwegischen Matrosen der Feigheit beschuldigte Minister wollte ein Exempel statuieren, lehnte die Bitte ab und schloß die Audienz mit den Worten: „Der Leutnant wird kassiert, und wenn es mich den Kopf kosten sollte!“ „Das kann es dann ja auch, Erzellenz“, entgegnete der Oberst mit tiefer Verbeugung. In seine Kaserne zurückgekehrt, organisierte er für die frondierende Hespertei den militärischen Handstreich in der Nacht zum 17. Januar 1772. Empörend war die Roheit der Sieger gegen die freilich nicht schuldlosen Besiegten. An Struensees Hinrichtungstag, dem 28. April des genannten Jahres, ritt der ihm persönlich verfeindet gewesene General v. Sidsködt auf dem Lieblingspferd des Gestürzten an der Kutsche vorüber, die diesen zum

Schafott führte, und grüßte den Unglücklichen höhnisch mit tief abgezogenem Hut. Königin Juliane Marie Christians VII. Stiefmutter, eine braunschweigische Schwägerin des großen Preußenkönigs, sah vom Dach des Frederiksborg-Schlosses durch ein Fernrohr der Hinrichtung zu und klatschte in die Hände, als nach dem schlanken Grafen Brandt, „die Dide“ (Struensee) Hand und Haupt auf den Block legte. Wenig erinnerlich ist der heutigen Menschheit, daß sich unter Goethes Erstlingschriften eine Rezension von Balthasar Münters „Bekehrung des Grafen Struensee“ findet („Frankfurter Gelehrte Anzeiger“); der 37jährige Prediger hatte den 34jährigen Minister zum Tode vorbereitet. Ein damals berühmtes Anagramm auf Struensee lautete „struense, truense, ruense“, der sich selbst emporbrachte, sich selbst zu viel vertraute, sich selbst stürzte. Nicht alle Feinde dachten so unedel wie die vorgenannten; Graf Rankau-Ascheberg hatte sich schon erwähnt, Struensee zuerst empfohlen, später hat er ihm stützen helfen, aber der ökonomisch derangierte Edelmann lehnte jede Geldbelohnung von Seiten der Sieger ab, verzichtete dann nachher auf das ihm übertragene Kriegssporteseuille und starb in selbstgewählter Verbannung zu Avignon. Von den Opfern der Katastrophe ist stets besonders Königin Karoline Mathilde beklagt worden, mit Recht; aber das von ihr in der volkstümlichen Überlieferung lebende Bild ist völlig irrig. In ihrer Verbannung zu Celle war sie sehr wohlthätig und nach sich besonders der Kinder aus den ärmeren Volksklassen an ein rührender Ausdruck der Schnsucht nach den eigenen zwei Kindern; ein Denkmal im Park zu Celle verherrlicht sie als Kinderfreundin. Sie starb, eben als man am Kopenhagener Hof eine Gegenrevolution zu ihren Gunsten plante nach dreijährigem Exil 24jährig, nicht, wie meistens berichtet wird, an der Schwindsucht, sondern an den Pocken. Ihre Lebensauffassung malt ein Satz in einem ihrer Briefe: „Den wissen sollt Ihr, daß wenn ein Frauenzimmer eine Mannsperion liebt, so soll sie ihm folgen durch Glück und Noth durch Ehre und Unehre, und wenn es in die Hölle wäre.“

Auch über Christian VII. sind vielfach irrige Ansichten verbreitet. Er war geistig keineswegs blöde, im Gegentheil verfügte er bis zu seinem mit 59 Jahren erfolgten Ende über blendende Einfälle und besonders über einen ägenden Witz; aber zumeist war über seine Intelligenz gleichsam ein Nebel schleier gebreitet; vor allem jedoch hatte er jedes seelisch Gleichgewicht eingebüßt. Ein als preußischer Gesandter in Kopenhagen neu beglaubigter Herr v. Borcke hatte von der Nartheit des Königs reden gehört und war höchst erstaunt sich bei der Audienz von einem geistprühenden, äußerst liebenswürdigen Herrn empfangen zu sehen; entrißtet sprach er unmittelbar nachher über die einem so ausgezeichneten Fürsten geltenden Verleumdungen. Aber der Angeredete zog ihn



Am Fenster
Gemälde von E. Czech.

er ihre
waren:
...
ht, als
gewesen
d war

achricht
er —
— bei
e dann

in sein
(gt.)

öhnlich
Marie,
rägerin
borger
atschte
„der
legen
e, daß
von
findet
rediger
Ein
truens
selbst
achten
hatte,
er ihn
lehnte
bald
starb
pfern
thilbe
volks-
In
nahm
n an,
zwei
st sie
open-
lante,
richtet
Ihre
Denn
nnns-
Not,
äre.“
ichten
enteil
über
Wiß;
ebel-
lische
r in
der
aunt,
vens-
un-
ritten
ihn

schweigend an ein auf den inneren Hof der Residenz führendes Fenster, und Herr v. Borde sah den König als Reitpferd unter einem prächtig gekleideten gleichaltrigen Regeerjüngling, der ihn mit Sporen und Peitsche traktierte. Zuletzt verfiel der König mehr und mehr, aber den boshaften Wig behielt er bis zum Ende; einmal lud er eine Herrngesellschaft zu Tisch, deren sämtliche Mitglieder irgendeinen Naturfehler besaßen, seinen ungeliebten Halbbruder, den verwachsenen Erbprinzen Friedrich, an der Spitze; als die Gesellschaft von Lahmen, Einäugigen, Harthörigen, Stammelnenden usw. beisammen war, begrüßte sie der König mit den befriedigten Worten: „Endlich sind wir unter uns!“ Die Herren machten Miene, nicht zu verstehen, worauf der König jeden einzelnen mit Namensnennung an sein spezielles Übel erinnerte und mit den Worten schloß: „Hier mein budkliger, lieber Bruder und hier der verrückte Erbkönig von Dänemark und Norwegen.“ Der König hielt sich für ein militärisches Genie und zeichnete während der Staatsratsitzungen gern mit farbigen Stiften blutige Schlachtscenen, die dann von den Bedienten an das Publikum verkauft wurden; aber seit der Katastrophe von 1772 geriet er bei jedem Geräusch in Todesangst; er starb am 13. März 1808 vor Schreck, als er zu Rendsburg unvermutet der von Napoleon I. gegen England und Schweden nach der Cimbrischen Halbinsel entsandten spanischen Truppen ansichtig wurde.

Der am 17. Januar 1772 ausgeführte militärische Handstreich gegen Struensee's Herrschaft war eigentlich kein Sieg des dänischen Nationalgefühles, aber der in Kopenhagen herrschende deutsche Geschichtsadel hatte gegen das Abenteuerregiment dieses Gefühl angerufen; die Folge war eine dänisierende Richtung in der Regierung der nationalgemischten Monarchie; zusammen mit den Erschütterungen der Napoleonischen Epoche hat sie zu der Zerstörung dieser Monarchie den ersten Keim gelegt.

Die dem Sturz Struensee's gefolgte Regierung war reaktionär und korrumpiert; erst viel später hat man den Zusammenhang zwischen der Zerrüttung der Staatsfinanzen und der notwendigen Ablohnung der Helfer vom 17. Januar 1772 entdeckt. Die königliche Stiefmutter Juliane Marie und ihr vorerwähnter Sohn Erbprinz Friedrich regierten; der bei der Katastrophe seiner Mutter kaum 4jährige Kronprinz wurde schlecht gehalten und durfte nichts lernen; bei Hofe behauptete man gegen ihn gerichtete Ertränkungsversuche der Stiefgroßmutter bei Gelegenheit eines ländlichen Festes auf Schloß Fredensborg mit Luftfahrten auf dem benachbarten Esromsee. Man suchte seine Unmündigkeit zu verlängern, aber die längst wieder umgeschlagene hauptstädtische Volksstimmung erzwang seine Einführung in den Staatsrat am 14. April 1784; nach einem körperlichen Ringen mit dem 31jährigen Stiefsohn, jenem Erbprinzen Friedrich, bemächtigte sich der 16jährige Kronprinz der Person des 35jährigen Vaters, verwies die Stiefgroßmutter in ihre Gemächer und übernahm die Regierung. Die ersten Regierungsjahre dieses tragischen Verhältnisses entstammten Fürsten werden noch immer gepriesen, besonders dank dem wirtschaftlichen Gedeihen unter der Neutralität während der französischen Revolutionskriege; auch Literatur und Kunst blühten auf; durch die Verfügungen des Holsteiner Grafen C. D. Reventlow und des Norwegers Colbjørnsen wurde die häuerliche Leibeigenschaft beseitigt; aber das Ende waren Bombardement und Hinwegführung der Flotte von Kopenhagen durch die Engländer 1807, die Kriegsbeteiligung auf Napoleonischer Seite 1813 und die Wegtauschung Norwegens gegen Lauenburg durch den Kieler Frieden 1814. Kronprinz, dann König Friedrich VI. war in seinen persönlichen Sympathien deutsch gesinnt, und seine Armee war auch nach Jena preußisch organisiert. Aber die Politik war stärker als die Sympathie, und somit hat unseres Feldmarschalls Moltke Vater 1809 als dänischer Offizier die holsteinische Landwehr nach Stralsund gegen Schill geführt. Im Jahr 1814 belebte der 46jährige König die Gesellschaft des Wiener Kongresses durch seinen derben Wig; viel bewundert in seinem Land wurde seine Replik auf des

Kaisers Franz höfliche Abschiedsworte: „Ew. Majestät haben hier halt alle Herzen gewonnen!“ — „Aber keine einzige Seele.“

Dem weniger nach den Oldenburgern als vielmehr nach den Welfen gearteten König lag nach seiner ganzen Art die Romantik fern; democh sollte sie auch sein Leben überschatten. Im Jahr 1790 mit seiner etwas älteren Cousine Landgräfin Marie von Hessen-Kassel vermählt, sah er von den acht Kindern dieser Ehe nur zwei Prinzessinnen das reifere Alter erreichen; die Knaben kamen angeblich alle tot auf die Welt, der Kopenhagener Volksmund behauptet aber, jene Stiefgroßmutter Juliane Marie habe sie jedesmal von der Hebamme wegnehmen und tote Kinder aus der Entbindungsanstalt an ihre Stelle legen lassen. Man erzählte von furchtbaren Gewissensqualen der sterbenden alten Königin; die Hebamme sollte auf dem Totenbett den Sachverhalt eingestanden haben. Die Knaben sollen zu armen Leuten getan worden sein, und später wollte man gelegentlich einen oder den andern an der großen Ähnlichkeit mit Friedrich VI. erkannt haben; doch wäre das kein Beweis gewesen, da der König ziemlich zahlreiche auferhebeliche Kinder hatte. Einer dieser Knaben wurde angeblich später vollständig refognoszirt und dem König vorgestellt; er soll zu einem Geistlichen nach Grönland getan und dort vorgeschriebenermaßen gänzlich ohne Bildung aufgezogen worden sein; der König weinte bei seinem Anblick, versorgte ihn gut, ließ ihn aber nie wieder vor sich.

Auf König Friedrich VI. folgte am 3. Dezember 1839 dessen 53jähriger Vetter Christian VIII., der mit 27 Jahren 1814 einige Monate hindurch als „Christian Friedrich“ König von Norwegen gewesen war. Ein auffallend schöner Mann bis auf die ererbte hohe Schulter, die der Kopenhagener Wig mit einem Seitenblick auf seinen beruflichen Geiz „König Christians Kriegskasse“ nannte, besaß er keine Bildung neben Verstand und großer Liebenswürdigkeit, war aber von Grund aus unwahr; um die einheimische Demokratie von der Hauptstadt weg südwärts abzulenken, begünstigte er die dänische Sprachbewegung in den schleswigschen Grenzbezirken und hat damit zu seinem Teil die Zerstörung der dänischen Monarchie mit herbeiführen helfen.

Romantisch gestaltete sich seine erste Ehe mit einer älteren Cousine, Prinzessin Charlotte Friederike von Mecklenburg-Schwerin. Diese war eine Tochter des durch seine humoristischen Einfälle noch heute volkstümlichen ersten Friedrich Franz; leider hatte sie von dem Vater zwar das Temperament und den Geist geerbt, nicht aber den klaren Weltverstand. Von dem Gemahl vernachlässigt, langweilte sie sich an dem bei vieler Sittenfreiheit monotonen Kopenhagener Hof und vergaß dann die Rücksicht auf ihre Stellung; die „unartige“ Charlotte Friederike wurde 1809 nach Horsens in Jütland verbannt. 1829 wurde sie aus Horsens entlassen, ging nach Italien, wurde katholisch und trat in einen Bäterinnenorden; sie starb 1840 in Rom. In zweiter Ehe war Christian VIII. mit Karoline Amalie von Holstein-Augustenburg vermählt, einer Enkelin der unglücklichen Karoline Mathilde; die sehr schöne und begabte Dame hat ihn lange überlebt und war eine Hauptstütze des dänischen Pietismus.

König Christian VIII. selbst wird am besten durch das Wort einer norwegischen Bauernfrau aus der Zeit seiner dortigen dänischen Statthalterchaft gekennzeichnet: „Welch' ein feines Prinzchen,“ rief sie, „aber für uns zu weich!“ Er war körperlich sehr ängstlich und hatte in späteren Jahren den deutschen Gesundheitsapostel Ernst Mahner konsultiert; dieser stellte die Alternative: „Weniger essen oder weniger schlafen“, und der König wählte das letztere; des vielen Essens wegen mußte er fleißig zur Ader lassen, und eine davon zurückgebliebene kleine Armwunde führte zu Blutvergiftung. „Was klopft da so?“ fragte der König ängstlich den Arzt, als er das gesteigerte Fieber wahrnahm. „Majestät, der Tod“, war die unumwundene Antwort. „Dann lassen Sie ihn nicht ein“, rief der König bestürzt; aber einige Stunden darauf war der 61jährige Herr gestorben.

Sein einziger überlebender Sohn von der ersten Gemahlin, König Friedrich VII., stand an jenem 20. Januar 1848 im 40. Lebensjahr.

„In einem Punkt wenigstens wissen Ew. Durchlaucht und ich uns einig, in dem Haß gegen die Hessen.“ Die Worte fielen auf Schloß Gottorf bei Schleswig um die Mitte der vierziger Jahre von seiten des damaligen dänischen Kronprinzen zu dem Statthalter der Herzogtümer, Prinzen Friedrich Emil von Holstein-Augustenburg. Die „Hessen“ in dem Gespräch zwischen jenen beiden Fürstlichkeiten waren die Schwester König Christians VIII., Prinzessin Charlotte, und deren Gemahl Landgraf Wilhelm von Hessen-Kassel; auf Grund der 1665 für das Königreich Dänemark festgesetzten weiblichen Erbfolge besaßen sie und ihre Nachkommen das nächste Erbrecht auf jene Krone, während in den unter deutsches Lehrecht fallenden Gebieten der Mannstamm erbte; aus diesen Erbfolgeverschiedenheiten hat sich zunächst die schleswig-holsteinische Frage und dann die Zerreißung der geschichtlichen dänischen Monarchie ergeben.

König Friedrich VII. war ein seltsames Gemisch von Gutmütigkeit und Brutalität, Geist und Torheit. Sehr wohlthätig und ein vorzüglicher Gesellschafter, galt er aber schon als junger Prinz für den größten Flunkerer des ganzen Landes. Von seinen in engerem Kreis veranstalteten Zechgelagen sind hier und da ältere Herren fortgetragen worden, um nicht wieder aufzustehen. Mit dem jüngeren Standesgenossen und Freund König Karl XV. von Schweden und Norwegen verband ihn eine Zechgenossenschaft, in der sich aber der Enkel Bernadottes beträchtlich überlegen zeigte.

Im Grunde ist König Friedrich VII. eigentlich auch am Trunk gestorben. Genauer gesagt: an dem schlechten Punsch des Flensburger dänisch gesimten Bürgervereins, dessen spätererbilliches Ballfest er von Schloß Glücksburg gegen den Rat der Ärzte auf den Befehl seiner dritten Gemahlin Gräfin Dannar mitmachte. Dort trank er aus Popularitätshascherei statt des für ihn mitgenommenen Portweins den ihm schon früher nachteilig gewordenen Vereinspunsch; er übernahm sich, verunglückte mit seinem Trinkspruch und wollte auf der Heimfahrt seinen Kammerdiener köpfen, weil dieser ihm gegen sein Verbot den Mantel umgehängt hatte; zum Glück verfang sich der gezogene Säbel in den Wagenriemen. Am nächsten Tag erkrankte er an Kopfschmerzen und starb nach kurzem Krankenlager am 15. November 1863. Das letzte von ihm gelesene Schriftstück war eine telegraphische Einladung Napoleons III. zu einem über die verschiedenen europäischen Fragen abzuhaltenen Fürstentag. Einige Monate vorher war er privatim nach Schloß Ferrières geladen worden und hatte angenommen; die politisch wichtige Zusammenkunft zerschlug sich aber, weil seine organatische Gemahlin auf der Begleitung bestand und Kaiserin Eugenie diese ablehnte.

Das führt auf die vielbesprochene dritte Vermählung des Königs. Luise Rasmussen war als uneheliches Kind in Kopenhagen geboren und zunächst Ballettlevin gewesen; ihrer Sitten wegen wurde sie von dort weggeführt. Aus Kopenhagen siedelte sie nach Paris über, lernte dort den Puzhandel und eröffnete in ihrer Vaterstadt ein Geschäft; in dieser Stellung lernte sie der Kronprinz kennen und erhob sie zur Geliebten, später zur Gemahlin. Unschön und von plumpen Manieren, fesselte sie den König durch ihr Konversationstalent; im übrigen war sie herrschsüchtig, habgierig und auch nach der Verehelichung von zügellosem Lebenswandel; der Brand des nordseeländischen Schlosses Frederiksborg, 17. Dezember 1859, soll über einem ihrer Liebesabenteuer ausgebrochen sein. Die stets fruchtbar gewesene Kopenhagener Pamphletliteratur machte dies zum Gegenstand zügelloser Angriffe; man behandelte den Vorfall in Gedichten und mit andern Namen versehenen Bühnenstücken. Der tieferschütterte König befürchtete hauptstädtische Unruhen und brach bei den tröstenden Worten des Hofpredigers in heftiges Weinen aus. Abends war er dann wieder beruhigt und bezech.

König Friedrich VII. ist bei Lebzeiten von seinen deutschen Untertanen härter beurteilt worden, als er verdiente. Obgleich antideutsch gesinnt, besaß er Gerechtigkeitsgefühl und suchte nach 1850 dem dänischen Väthen in Schleswig mehrfach zu steuern, war aber dafür zu schwach. Von der mit ihm beendeten vierhundertjährigen dänischen Königsreihe in ihrer Gesamtheit hat ein Geschichtschreiber gesagt, diese Dynastie ercheine zugleich „schicksalsgezeichnet und mittelmaßig, geistreich und innerlich leer, temperamentkräftig und willensschwach, leichtlebig und schwermütig“. Keiner von der langen Königsreihe hat diesem Bild derart entsprochen wie der sechzehnte und letzte.

Das in König Christian IX. auf den dänischen Thron gelangte Haus Holstein-Glücksburg führt diesen Namen erst seit 1825; vorher hieß es Holstein-Beck nach einem weisfälischen Gut und stand mit Vorliebe in preussischem Dienst. Noch der Vater König Christians IX., Herzog Paul Leopold, war auf einem Landgut unweit Königsberg geboren, heiratete aber eine Tochter des schleswig-holsteinischen Statthalters Landgrafen Karl von Hessen-Kassel und wurde dadurch Schwager König Friedrichs VI., der ihm später den vorerwähnten Titel verlieh. Herzog Paul war ein begabter Mann von freier geistiger Richtung; seine sehr zahlreichen Kinder wurden aufs einfachste erzogen und haben gerade dadurch später in der großen Welt Erfolg gehabt. Weniger durch Geist als durch schlicht vornehmes Wesen zeichnete sich Prinz Christian aus, den die söhnelose Königin Marie unter ihren zahlreichen Neffen bevorzugte und deshalb nach Kopenhagen zog, wo der stattliche junge Herr in der Pferdegarde diente.

Seit 26. Mai 1842 war Prinz Christian mit der Landgräfin Luise von Hessen-Kassel vermählt, einer Schwester Tochter Christians VIII. Hierdurch dem Thron näher gebracht, erwarb er sich die eigentliche Anwartschaft auf diesen doch erst 1848, wo von allen holsteinischen Prinzen er allein auf der dänischen Seite blieb; er führte damals seine übrigens zumeist aus den Herzogtümern rekrutierten gelben Reiter nach einer plattdeutschen Aufforderung zur Fahrentreue über die Koldingger Brücke nach Schleswig hinein. Seiner Kandidatur für die Thronfolge der dänischen Monarchie nach König Friedrich VII. stand indes geraume Zeit die des oldenburgischen Erbgroßherzogs Peter entgegen; der damals allmächtige Zar Nikolaus I. begünstigte sie, weil sie die Erbfolge seinem eigenen Haus näher gebracht hätte, aber der hochherzige Prinz lehnte das Angebot ab, weil er die Rechte der deutschen Herzogtümer nicht kränken wollte; erst darauf sprach das Londoner Protokoll am 8. Mai 1852 die Thronfolge dem Prinzen Christian zu. Die elf Jahre seiner dänischen Thronfolge erlebte Prinz Christian in politischer Zurückgezogenheit, zumal König Friedrich VII. seine Abneigung gegen die „Hessen“ auch auf die dem Thronfolger vermählte Cousine ausdehnte; die Ironie in der offiziell nationaldänischen Stellung eines auf Schloß Gottorf geborenen Prinzen und einer in Kassel geborenen Prinzessin bekam das Ehepaar allerdings zu spüren, wenn bei gelegentlichen Reisen auf dem Veldampfer an dem Gepäck der Fürstlichkeiten eine deutsche Aufschrift entdeckt und dann der Terrorismus der Kopenhagener Eiderdänenpresse entfesselt wurde. Der Prinz war ein vorzüglicher Hausvater und erzog besonders die Töchter musterhaft. Die auf die dynastischen Verbindungen gesetzten politischen Hoffnungen einzuschränken, hatte freilich König Christian schon als Thronfolger gelernt. Bei der Vermählung seiner ältesten Tochter mit dem damaligen Prinzen von Wales betrat er auf Schloß Windsor das Spielzimmer der jüngeren englischen Prinzen; unter den Spieltischen befand sich eine kleine Festung mit auf- und abziehenden Soldaten; leutselig drehte der Brautvater an der Kurbel, und sie spielte: „Schleswig-Holstein meerrundlungen“. Im Sommer darauf, einige Monate vor dem Tod Friedrichs VII., tauchte eine Kombination mit dem Schwager des Prinzen, dem schoneschen Freiherrn von Blixen-Finecke, auf, der von seinem persönlichen Bekannten Herrn von Bismarck einen Vorschlag zur Regulierung der schleswig-holsteinischen Frage auf Grund eines

preussisch-dänischen Bündnisses brachte. Der Vorschlag war vorteilhaft, aber die Eifersucht der Thronfolgerin auf den ehrgeizigen Schwestergemahl führte zur Ablehnung. Wie dann der neue Herrscher unter dem Druck des Kopenhagener „Volkswillens“ drei Tage nach der Thronbesteigung die Inkorporation Schlesiens bestätigte und noch nicht ein Jahr darauf im Wiener Frieden die drei Elbherzogtümer an die damaligen zwei deutschen Großmächte abtreten mußte, gehört der Weltgeschichte an. Persönlich war König Christian niemals ein antideutscher Fanatiker gewesen; er erneuerte bald nach 1870 die alten freund-

lichen Beziehungen zu Kaiser Wilhelm I., und auch zu dessen kaiserlichem Enkel hat sich das Verhältnis von Jahr zu Jahr besser gestaltet. Unter schwierigen Bedingungen an die Regierung seines Landes gelangt, hat der König zweifellos seinen Posten würdig ausgefüllt und seinem Haus unter den europäischen Herrschergeschlechtern eine angesehenere Stellung zu sichern verstanden. Eine denkwürdige Epoche, die durch die im vorigen Herbst erfolgte Berufung des zweiten Enkels von König Christian auf den wieder errichteten norwegischen Separatthron einen eigentümlichen Abschluß gewonnen hat.

Blätter und Blüten

Karl Lautenschläger. (Mit dem nebenstehenden Bildnis.) Am 30. Juni ist in München einer der bedeutendsten Bühnentechniker, Karl Lautenschläger, gestorben. Sein ganzes Leben war der Verbesserung der Bühnentechnik gewidmet, und dem Münchner Hoftheater, an dem er seit 1880 wirkte, kamen in erster Linie die Verbesserungen zugute, die Lautenschlägers auf Praktische gerichteter Blick erlangte. Die wundervollen Szenarien der Wagner'schen Musikdramen in München waren sein Werk, besonders aber hat er sich durch die Erfindung der Drehbühne und Shalestagebühne einen Namen gemacht. Ein bösesartiges Leiden zwang den kaum Sechzigjährigen schon 1902 in den Ruhestand zu treten, und nun ward diesem



Karl Lautenschläger †

arbeits- und erfolgreichen Leben ein Ziel gesetzt. **Eine neue Wohltätigkeitsmarke.** (Zu den nebenstehenden Abbildungen.) Vor kurzem ist in Baden auf Anregung der Großherzogin Luise, der Protektorin des Badischen Frauenvereins, die hier abgebildete, sogean-

nannte „Wohltätigkeitsmarke“ zur Ausgabe gelangt, die, wie ersichtlich, als Briefverschluss gedacht ist und für den Frauenverein hoffentlich eine stetig fließende Quelle kleiner Nebeneinnahmen werden wird. Die Marke ist in zwei verschiedenen Prägungen mit den Bildern des Großherzogs oder der Großherzogin zu haben und kostet 5 Pfennig. Sie hat in den zum selben Zweck verausgabten Marken des schwedischen Nationalvereins gegen Tuberkulose ihre Vorgängerinnen. Da ein reger Verkauf der Marke, auch außer Baden, im Interesse der guten Sache gewünscht wird, verleiht das Bureau des Badisch. Frauenvereins, Karlsruhe, Gartenstr. 47, jede beliebige Anzahl.



Wohltätigkeitsmarke des Badischen Frauenvereins.

Das Kinkel-Denkmal in Oberkassel. (Zu der untenstehenden Abbildung.)

Nabe bei dem reizenden Universitätsstädtchen Bonn, in Oberkassel, ist am 29. Juni, dem Stiftungstag des von dem Dichter und seiner Gattin gegründeten „Malkäferbundes“, die Hülle von dem Gottfried-Kinkel-Denkmal gefallen, das ein Werk des berühmten Düsseldorfser Bildhauers Nus ist. In anderthalbfacher Lebensgröße erhebt sich in der Nähe des Pfarrhauses, wo Kinkel 1815 geboren wurde, seine lebensstreuere Bronzebüste auf einer Säule, in deren ionisches Kapitäl, von Putten und Immortellen umgeben, das Relief von des Dichters Gattin Johanna eingeschlossen ist. In seiner Festrede wurde der Vorsitzende des Denkmal-



Die Einweihung des Kinkel-Denkmal in Oberkassel.

auschusses Regierungsrat Dr. Joesen dem Verstorbenen gerecht, erschilberte die verchlungenen und gefahrwolnen Wege, die der freiheldt-dürftige Patriot im Jahr 1848 gehen mußte, und feierte den Dichter von „Otto der Schütz“.

Ein neuer Bismarck-Turm. (Zu der untenstehenden Abbildung.) Auf der Räckniger Höhe bei Dresden erhebt sich die neue, hier abgebildete Barte, auf der zu Bismarcks Gedächtnis Ende Juni die Flammen zum erstenmal emporloderten. — Sie ist ein Glied mehr in der Kette der Feuerzeichen, die am Johannisstage überall in deutschen Landen den Namen Bismarck ins Dunkel der Sommernacht schreiben werden, ein Denkmal, des toten Reden würdig, denn stark und maßig ist es gefügt, ohne Zierat und allegorischen Kleinram. Eine Plattform zu der eine breite Steintreppe hinaufführt, bietet Raum für eine stattliche Menge von Bismarckchwärmern.

Wagenfeste im Altertum. Bei Wegausbesserungen auf einer alten Römerstraße in den Dauphinéalpen stieß man kürzlich bei Bons-en-Djans auf merkwürdige Spuren von Wagenfeste, bei deren näherer Untersuchung es sich herausstellte, daß sie künstlich angelegt, gleichsam ausgemauert waren. Die Wagenspurweite betrug genau 1,44 Meter. Solcher antiker Wagenfeste kennt man bereits mehrere. In „La Nature“ gibt de Rochas einen Überblick über das wichtigste Material zu unserer heutigen Kenntnis dieser merkwürdigen Beganlagen des Altertums. Die bedeutendsten Wagenfeste finden sich zwischen dem Piräus und dem Markt zu Athen, auf der Straße von Sparta nach Helos, in der Umgebung von Syra-fus und Orchomenos. Curtius, der wohl als erster eine Studie über den Wegebau der Griechen veröffentlicht hat, sagt etwa folgendes: Wenn der Boden der Straße nackter Fels oder Stein war, so machten die Griechen nicht die ganze Breite dieser Chaussee fahrbar, sondern sie begnügten sich mit einer oberflächlichen Nivellierung, machten aber für die Wagen, sehr sorgfältig angelegt, Rinnen, in denen sie leicht und sicher liefen. Mit Hilfe dieser Einrichtung konnten die kostbaren Götterstatuen z. B. leicht und ohne Gefahr von einem Ort zum andern auf Wagen transportiert werden. Der Engländer Mure sagt von diesen Gleisen, sie entsprächen durchaus unsern Eisenbahnschienen, so daß man sie sehr wohl als „Steinschienen“ bezeichnen könne. Auf den meisten Wegen befanden sich ferner in bestimmten Abständen regelrechte Ausweichkurven, um das Kreuzen zweier sich begegnender Wagen zu gestatten. Das ist besonders gut auf der Straße von Sparta nach Helos heute noch zu beobachten. Eine griechische Inschrift wünscht einem reisenden Fremden einen „glücklichen Einschnitt“, und auf „unglückliche Schienen“ — wir würden sagen: falsche Weichenstellung — führt der Archäologe Gaillemer den Tod des Laios durch Odipus zurück. Gaillemer weist auch darauf hin, daß — wohl eine Folge des verhältnismäßig geringen Wagenverkehrs — die griechischen Steinschienen durchweg eingiebig waren. Die gleiche Spurweite überall gestattet den Schluß, daß der Abstand der Räder bei allen Wagen in Griechenland und den von Griechenland beeinflussten Gebieten der gleiche war.

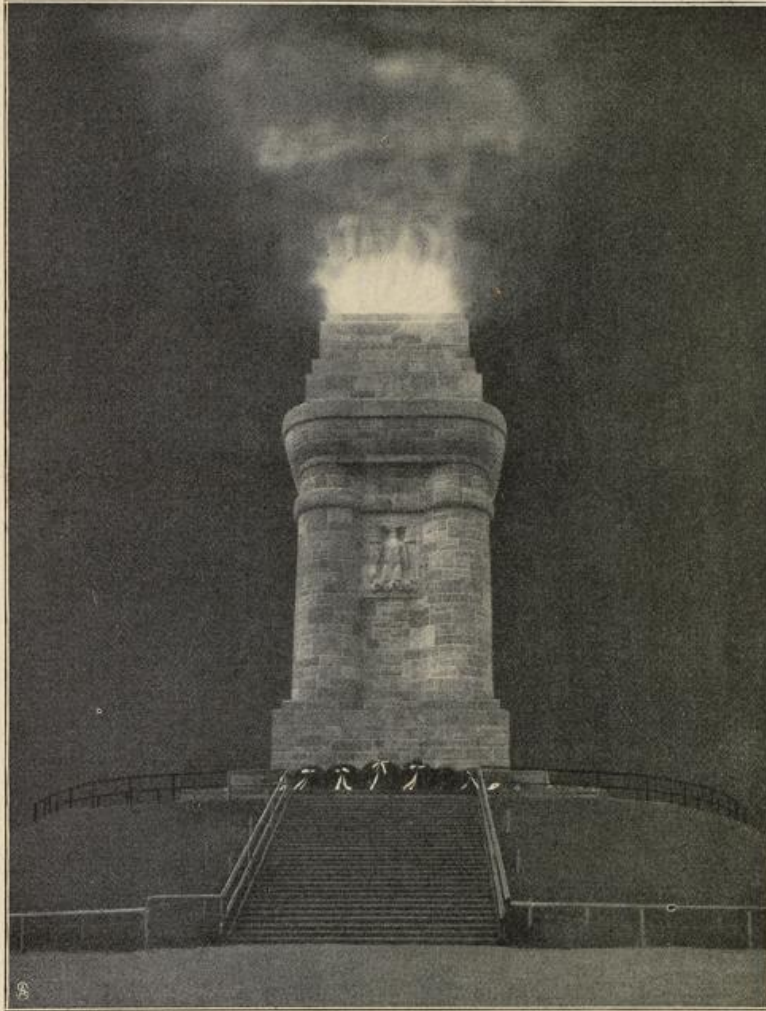
Ein Zubüaum des Waßngüterverkehrs kann in diesem Jahr begangen werden. Es waren am 11. Juli 70 Jahre, daß Deutsch-

lands erste Frachttücke — zwei Fäffel Bier — mit der damals seit einem halben Jahr im Betrieb befindlichen Eisenbahn zwischen Nürnberg und Fürth speidiert wurden. Abtender war der Bierbrauer Lederer zu Nürnberg, Empfänger der Wirt „Zur Eisenbahn“ in Fürth. Die Fracht betrug 6 Kreuzer, doch mußte der Empfänger seine Sendung sofort abholen. Wie mancher Kreuzer mag seitdem für Biertransporte der Bahn zugeflossen sein?

Das Licht der Glühwürmchen. Höchst bemerkenswerte Ergebnisse haben die Untersuchungen gezeitigt, die Dr. S. Muraola, Professor der Physik an der japanischen Universität Kioto, seit einer Reihe von Jahren an den Glühwürmchen oder Johannisflätern anstellt. Der Johannisfläfer (*Lampyrus splendidula*), der im blumenreichen Japan sich in Mengen findet, von denen wir uns kaum eine Vorstellung machen können, gestattet nur während seiner kurzen Schwarmzeit aus-

gangs des Frühlings die Beobachtung. Kesamntlich besitzt das Glühwürmchen am Hinterleib unten in Reihen geordnete Organe, die im Dunkel ein intensives grünlich-blaues Licht ausströmen. Nach Muraola ist diese Leuchtfrakt nicht während der ganzen Nacht gleich stark. Sie erreicht ihre höchste Intensität etwa um 11 Uhr nachts und erlischt etwa zwei Stunden vor Sonnenaufgang. Dieses Leuchten hat sich nun nicht, wie man bisher annahm, als ein Verbrennungsprozeß, eine Oxidation, erwiesen; denn die Leuchtfrakt wuchs nicht bei Aufenthalt der Käfer in reinem Sauerstoff. Dagegen ergab sich eine merkwürdige Ähnlichkeit der Strahlen mit den Röntgenstrahlen. Durch Zufall machte der japanische Physiker zunächst die Entdeckung, daß das Licht des Käfers stark auf die photographische Platte einwirkt. Selbstkameras sind aber nicht nur die Leuchtorgane, sondern alle Körperteile des Glühwürmchens photographisch wirksam. Und diese Lichtstrahlen durchdringen ohne weiteres die verschiedenartigsten Stoffe. Muraola umhüllte bei seinen Versuchen eine photographische Platte mit schwarzem Karton und legte darüber eine Kupfer-, Messing-, Zink- und Aluminiumplatte. Das Ganze wurde darauf noch dreibis viermal mit schwarzem Papier umwickelt und in ein Kästchen getan. Brachte der Experimentator nun in dieses Kästchen eine größere Zahl von Johanniswürmchen — das Wegfliegen wurde durch ein Gazegef verhindert — und ließ es in einem dunklen Zimmer zwei Nächte lang stehen, so zeigte sich die wunderbare Erscheinung, daß das Licht durch die Papierhüllen, die Metallplatten und den Karton hindurch die photographische Platte mehr oder minder stark angegriffen hatte. Aluminium war das Durchlässigste der Metalle, es folgten Kupfer, Messing und Zinn.

Das XV. Deutsche Bundesfesten in München. (Zu den beiden umstehenden Abbildungen.) Auf der berühmten „Theresienwiese“, dem Schanplatz der Oktoberfeste und zahlreicher Ausstellungen, findet vom 15. bis 22. Juli das Deutsche Bundesfesten statt. Zum fünfzehntenmal treffen sich die aus allen Teilen des Reichs zusammenströmenden Schützenbrüder, und jeder will außer der im Herzen wohnenden Erinnerung auch ein sichtbares Zeichen als Andenken der schönen Tage mitnehmen



Horst Meier, Dresden, phot.

Die Einweihung des neuen Bismarck-Turmes auf der Räckniger Höhe bei Dresden. Ausgeführt von Professor W. Kreis.



Otto Reich, Hamburg, phot.

Der Brand der Michaeliskirche in Hamburg.

Solche Erinnerungstüde bilden Festkarte und Festzeichen, auf deren künstlerische Ausführung in der Kunststadt München selbstverständlich besonderer Wert gelegt worden ist. Aus einem Berg eingegangener Entwürfe wählte ein Ausschuss kunstverständiger Männer für das diesmalige Festzeichen den hier abgebildeten, originellen Entwurf, dessen Ausarbeitung dem rühmlichst bekannten Ziseleur A. v. Mannhofer übertragen ward. An grünem Seidenband hängt ein Medaillon mit der Figur des hl. Sebastian, des Schuttpatrons der Schützen. Silbrierte Kränze rahmen es ein und umschließen auch das deutsche und das bayerische Wappen. Eine mit Kettenringen angehängte Tafel trägt die Inschrift: 15. Deutsches Bundesschießen A. D. München 1906. Besonders schön ist diesmal auch die Festkarte geraten, die auf der Titelseite ein Gruppenbild biederer Schützen zeigt. Joseph Sailer, der Urheber der prächtigen Karte, hat mit wunderbarer Sicherheit und Treue hier ein typisches Schützenbild geschaffen.

Der Brand der Hamburger Michaeliskirche. (Zu der obensiehenden Abbildung.) Eine schwere Brandkatastrophe hat am 3. Juli die herrliche Michaeliskirche in Hamburg und mit ihr eine große Reihe umliegender Gebäude vernichtet. Wie ein Wahrzeichen der alten Hansestadt ragte das Gotteshaus in der Neustadt hoch über das Menschen- und Häufigengewimmel in die Luft und grühte herab zu dem lebensbunten Treiben im Hafen. Ein Lageruf ging darum durch die Bevölkerung, als der wundervolle Turm tragend in sich zusammenbrach. An ein Retten war nicht zu denken, mit übermenschlichen Kräften mußte die Feuerwehr arbeiten, um der Feuersbrunst in den anliegenden Straßen Herr zu werden; was trotz aller heißen Mühe in den Flammen verloren ging, ist in vollem Umfang noch nicht abzuschätzen; daß auch Menschen unter den Trümmern begraben wurden, ist eine traurige Gewißheit, bei der nur die Hoffnung bleibt, daß es wenige sind. Die Kirche wurde von dem im achtzehnten Jahrhundert sehr gezeierten Somini gebaut, der in der Gruft unter dem Altar seine letzte Ruhestätte fand.

Willkürliche Erzeugung von Blumenfarben. Daß man, wenn auch mit wechselndem Erfolg, die Farbe von Blüten durch Zuzügung gewisser Chemikalien zur Erde verändern kann, ist ziemlich bekannt. Vor etwa acht Jahren stellte der Prager Pflanzenphysiologe Professor Dr. Molisch hierüber eingehende Untersuchungen an und fand dabei, daß man z. B. das Blau der Hortensienblüte, wenn man bestimmten Bodenarten, nämlich Heide- und Moorerde, Eisenvitriol oder Alaun zuführt, in ein intensives Blau zu verändern vermag. Französische Gärtner haben dann dieses Verfahren dahin geändert, daß sie abgeschüttelte Blumen in Wasser mit chemischen Lösungen stellten und so z. B. blaue Nelken erzeugten usw. Jetzt macht nun Molisch in der „Botanischen Zeitung“ die Mitteilung, daß man auch durch Änderung der Temperatur eine

Farbenänderung hervorbringen kann. In den Gärtnereien wird jetzt mehrfach eine Bergheimeinrichtart (*Myosotis dissitiflora*, Perfection) gezogen, die im Gewächshaus im Winter blüht. Der genannte Forscher machte nun die Beobachtung, daß die Blüten dieses Bergheimeinrichts, wenn sie im Kaltshaus (5 bis 7 Grad Celsius) zur Entwicklung gelangten, rot, wenn sie dagegen im Warmshaus (10 bis 15 Grad Celsius) erblühten, blauviolett bis blaßblau waren. Er brachte nun die abgeblühte Pflanze des Warmhauses in das Kaltshaus, sie erblühte wieder, aber mit roten Blüten. Dies hielt so lange an, bis durch die höhere Temperatur des Frühlings auch die Wärme des Kaltshaus wuchs. Nun blieben nur die Knospen noch rot, die voll erblühten Blumen waren blau gefärbt. Einen ähnlichen Fall hat auch der Freiburger Pflanzenphysiologe Professor Dr. Silberbrand jüngst mitgeteilt. Er beobachtete die Farbenänderung durch Temperaturwechsel an der bekannten, auf untern Balkons viel gezogenen Trichterwinde (*Ipomea*). Diesen Farbenwechsel kann man übrigens auf sonnigen Balkons oft im Lauf eines Vormittags an der Blüte beobachten. Auch diesen Farbenwechsel glauben die genannten Forscher auf chemische, sich (durch die Wärme bedingte) im Zellsaft abspielende Vorgänge zurückführen zu sollen.



Festzeichen.



Vorderseite der Festkarte. Entworfen von Joseph Sailer. Vom XV. Deutschen Bundesschießen in München.